

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Richard Rothe und seine Freunde

Hausrath, Adolf

Berlin, 1902

III. Berlin 1819-1820

urn:nbn:de:hbz:5:1-25899

III

Berlin

1819—1820

„Du willst wissen, was mich von Berlin eigentlich abstößt? Vor allem die Leute, die doch auch mit zum Ganzen gehören, und deren Art mir nun einmal in den Tod widerwärtig ist. Auch hier bleiben sie sich ganz gleich. Es ist mir nichts unerträglicher als eine solche Eingebildetheit auf die eigene Leerheit, eine solche äußere Glätte, ein so totaler Mangel an allem innern Sinne, ein solches Absprechen über Dinge, von denen sie gar keine Vorstellung haben, ein solcher Residenzdünkel u. s. w. Zum Zweiten die Gegend. Das soll einmal einem nicht bange thun, der von Heidelberg kommt, und nur irgend ein bißchen Sinn hat für die Natur!“ So hatte Rothe in Heidelberg gedacht und geschrieben und dennoch war er nach Berlin gegangen, um dort Hegel weiter zu hören und sich von der berühmten theologischen Facultät, deren allwärts gefeierte Sterne Marheineke, Schleiermacher und Neander waren, nach Vermögen erleuchten zu lassen.

Die Stadt freilich gefiel ihm noch schlechter als er erwartet hatte. „Ich habe sie mir schöner vorgestellt. Den ersten Tag war mir gräulich zu Muth.“ Nicht einmal der berühmte Thiergarten findet Gnade in seinen Augen, da ein Baum wie der andere und ein Mensch wie der andere sei. „Berlins Schutzpatron ist der in sich selbst verliebte Narciß.“ Die schmutzige Spree weckt ihm Heimweh nach den klaren Wellen und grünen Hügeln des Neckar, nach denen „aus der beängstigenden Steinhaide heraus“ seine Gedanken selbst im Colleg zurückkehren. Hegel's Vorlesung ist ihm namentlich darum lieb, weil er sich der Täuschung hingeben kann, er sei noch in Heidelberg. Dadurch ist ihm Hegel's „nicht eben melodischer Vortrag doch eine liebliche Melodie vom Ufer der Garonne“. Wenn er sich schließlich tröstet: „Ich habe ja nur wenig von Berlin erwartet, aber vielleicht finde ich wenigstens ein paar geistreiche und gelehrte Männer und eine ruhige Arbeitsstube“, so hat diese Hoffnung ihn nicht betrogen, obwohl er selbst hochberühmten Größen gegenüber sich kritisch

verhielt.
arbeitet
„Unter
als ich
und hier
Zu
der Elte
De Coq
Geh. D
raths
Semler
junge
sich bal
geistige
anspruch
Eltern:
krüppel
haben,
wird in
rath M
pietistis
Demag
traurige
Pastor
eines
Jünglin
zeitung
Redacte
spätere
von He
deselbe
in Cha
Kirchen
Strauß
aber m
jene w
hatte,
währen

verhielt. Anerkennen muß er doch, daß hier an der Universität fleißig gearbeitet werde, wie auch Neander am 12. Dezember 1818 an Heubner bezeugt: „Unter den Studirenden bemerke ich hier im Ganzen mehr Fleiß und Eifer als ich z. B. in Heidelberg bemerkte. Zerstreuungen kann man überall finden und hier hält noch der große Preis manchen von denselben ab.“ *)

Zunächst war der Ankömmling auf den Bekannten- und Verwandtenkreis der Eltern angewiesen. Es waren dies die Familien des Kammergerichtsraths Le Coq, dessen Frau eine geborene Müller war, ferner seines Pathen, des Geh. Obertribunalraths Reinhart, des Oberacciseraths von Held, des Legationsraths Balan, des Oberfinanzraths Alberti, des geheimen Oberfinanzraths Semler u. A. Da ist es wohl begreiflich, daß in dieser Geheimrathswelt der junge Theologe durch eine Geselligkeit, die in Diners und Soupers bestand, sich bald mehr als billig beengt und seiner Zeit unnöthig beraubt fand. Der geistige Inhalt dieser Geselligkeit schien ihm in keinem Verhältniß zu ihren anspruchsvollen Formen zu stehn und schon im November schreibt Richard den Eltern: „Es ist kein Wunder, wenn die Weltleute am Ende innerlich verkrüppeln, denn wenn wir mit den Dingen außer uns so gar viel zu thun haben, so werden wir ordentlich Heiden und unser rein menschliches Bewußtsein wird immer schwächer in uns.“ Am nächsten stand ihm der Kammergerichtsrath Adolf Le Coq und seine Gattin, Tante Rany, die zu dem intimsten pietistischen Kreise Berlins gehörten. Le Coq war einer der Häupter der Demagogenverfolgung und hatte im Kammergericht das Referat in dieser traurigen Angelegenheit. Als eifriger Pietist saß er im Vorstand des von Pastor Jänicke begründeten Missionsvereins und war Gönner und Förderer eines Stier und ähnlicher von der Burschenschaft zum Pietismus bekehrter Jünglinge. Schon damals betrieb er den Plan einer conservativen Kirchenzeitung, für die er aber erst, als Rothe in Rom war, in Hengstenberg einen Redacteur nach seinem Herzen zu finden vermochte. Von ihm stammte das spätere, klug abgewogene zweite Programm des Blatts, da Altenstein dem ersten, von Hengstenberg redigirten, sein Placet verweigerte und von der Zurücknahme desselben die Genehmigung der Zeitung abhängig machte. In seinem Hause in Charlottenburg fanden später die Berathungen über die Stellungnahme der Kirchenzeitung zu den einzelnen Tagesfragen statt, an denen der Hofprediger Strauß, die Gerlach, Tholuck, Hengstenberg, kurz die Hauptvertreter der kleinen aber mächtigen pietistischen Partei theilnahmen, der die Zukunft gehörte. Wie jene war auch Le Coq, der mit den regierenden Kreisen am meisten Fühlung hatte, ein Reactionär reinsten Wassers und geschwornener Gegner Schleiermacher's, während seine Frau mit der Gattin Hegel's intim befreundet war und von

*) Sammlung Halsmann.

ihr „etliche Hegel'sche Brocken aufgeschnappt hatte“, wie der Nefse spöttisch nachhause berichtet. Ohne Zweifel bei Le Coq wurde der junge Student mit jenen Bourtheilen gegen Schleiermacher vollgepfropft, die ihn hinderten, sich dem großen Lehrer auch nur einigermaßen unbefangen hinzugeben. Ein dauerndes Interesse an dem begabten und liebenswürdigen Pauthen seiner Frau nahm der Obertribunalsrath Reinhart, der, selbst mit Schleiermacher befreundet, Rothe mehrmals von Schleiermacher's gutem Willen berichtete, ihn zu fördern. Rothe aber lehnte das ab, so sehr er des Herrn Pauthen theilnehmende Liebe anerkannte. Dem rede- und schreibseligen Geh. Finanzrath Semler begegnen wir häufig in diesem Kreise. Er hat stets „nova, novissima“ zu melden und bedauert selbst, daß er gar nichts für sich behalten könne, obwohl er bei Diplomaten in der Schule gewesen.*) Nichts entgeht ihm, was am Hofe und bei den Ministern gerade vorgeht. Er ist bald bei Schleiermacher, den er verehrt, bald bei Meander, den er auch verehrt, bald bei Kottwitz, den er ganz besonders verehrt. Seine Briefe an Heubner unterzeichnet er: „Ihr treuer Bruder in Christo“, aber Tholuck meint in einem Briefe an Heubner: „Ich muß mich immer hüten über diesen Semler nachzudenken, weil ich sonst in Versuchung komme, die Erbarmung Gottes zu bezweifeln.“**) Der junge Candidat Wichern***) rühmt ihn und seine Gattin dagegen sehr. „Der Geheimrath ist ein großer stattlicher Mann, daß ich zu ihm hinaufsehen muß, und verhältnißmäßig im Umfang, dabei ein einfaches Kind, ein Gemüth voll Liebe gegen seine Freunde und warm für alles, was das Evangelium und die Kirche betrifft.“ Rothe beschwert sich über seine Redseligkeit; namentlich in Rom bringt er ihn um manche gute Stunde und auch, als er nach Neapel weitergereist ist, hat Rothe noch keine Ruhe, da er ihn mit Briefen über seine Reiseindrücke überschüttet. Semler aber preist den jungen Theologen sehr, er ist ihm „der liebe Rothe, dessen Ruhe und Tiefe so wohlthätig sind“.

Ueber diesen Kreis hinaus, an den die Verbindungen seiner Eltern ihn wiesen, suchte Rothe zunächst keine Anknüpfung. Nur mit den alten Breslauer und Heidelberger Studienfreunden aus der Burschenschaft traf er sich öfter. Aber in seiner Stellung zur Burschenschaft selbst war er ein Anderer geworden. Er hatte sich im Hause des Demagogenjägers Le Coq den Polizeimythus aufreden lassen, er und seinesgleichen seien nur die Schutzwand gewesen, hinter der eine Rote von Bösewichtern ihre dunkeln Pläne der Revolution und des Königsmords betrieben hätten. So schreibt er an den Vater: „Am meisten empört mich das schöne Spiel, das jene Leute, wie man jetzt ganz

*) Brief an Heubner vom 7. Jan. 1828. Sammlung des Herrn Director Haffmann in Eisleben.

**) Brief vom 6. Juni 1827.

***) Gesammelte Schriften I, 131.

deutlich
zeug u
mit ihr
Meinun
schamlo
N
die ihn
Folgen
war di
Exeget
das wo
schäftem

D
Episoden
Brentan
Natione
Bunsen
nicht ke
an Sa
dächtigt
die Ho
erfesse“,
ihn mi
an Ran
und de
Aber n
der Co
machte,
verflag
bei ein
Justizr
gelernt.
Gefang
fittliche
gebengt
Sohns

deutlich sieht, mit der Burschenschaft getrieben haben, die sie als bloßes Werkzeug und Spielwerk in ihrer Hand gebraucht haben, theils um sich dahinter mit ihren sogenannten engeren Vereinen zu verbergen, und gegen die öffentliche Meinung eine Brustwehr zu haben, theils um darin herum zu schleichen und schamlos zu werben. So manches wird mir jetzt sehr klar und begreiflich."

Auch von einer andern Seite her trat ihm die unselige Sand'sche That, die ihm das letzte Semester in Heidelberg verbittert hatte, in ihren traurigen Folgen vor Augen. Das Ereigniß des Tags bei Rothe's Ankunft in Berlin war die Entlassung von De Wette. Der scharfsinnige Kritiker und feine Geist hatte in Preußen keinen Boden gefunden, da stille gelehrte Arbeit nicht das war, was Rationalisten und Pietisten in ihren Kämpfen brauchten und schätzten.

„Ich fiel in eine wirre Zeit,
Die Glaubenseinheit war vernichtet.
Ich mischte auch mich in den Streit,
Allein ich hab' ihn nicht geschlichtet.“

Dieses Geständniß De Wette's gilt vor allem von seiner kurzen Berliner Episode. In den maßgebenden Kreisen hatten der romantische Savigny, Clemens Brentano's Schwager, und der pietistische Baron von Kottwitz gegen den „kalten Rationalisten“ gehetzt, „theils aus Heuchelei“, wie der fromme Lücke an Bunsen schrieb, „theils aus romantischer Sehnsucht nach dem Alten, was sie nicht kennen“. So war schon geraume Zeit, ehe der Conflict über seinen Brief an Sand's Mutter ausbrach, De Wette der ewigen Belagerung und Verdächtigung überdrüssig, und Schloffer hatte schon im Frühling 1819 Rothe die Hoffnung ausgesprochen, den hervorragenden Theologen, „der drei Andere ersetze“, für Heidelberg zurück zu gewinnen. Auch Daub und Kreuzer hätten ihn mit offenen Armen aufgenommen. Anders stand Hegel zu ihm, der sich an Kampff, Le Coq und ähnliche hochconservative Geheimräthe anzuschließen liebte und dessen Berufung der mit Fries befreundete De Wette widerrathen hatte. Aber noch ehe es zu einer Rückberufung De Wette's nach Heidelberg kam, trat der Conflict wegen des Sand'schen Verbrechens ein, der es den Gegnern leicht machte, den Feind ihres Glaubens bei Friedrich Wilhelm als Demagogen zu verklagen. Der maßvolle und feinsinnige Gelehrte hatte zu seinem Unheil einst, bei einer Reise durch das Fichtelgebirge, gastfreie Aufnahme im Hause der Frau Justizräthin Sand in Wunsiedel gefunden und auch den Sohn flüchtig kennen gelernt. Was war natürlicher, als daß er an die tiefgebeugte Mutter des Gefangenen einen Brief richtete, in dem er die Mörderthat zwar als eine „unsittliche und der sittlichen Gesetzgebung zuwiderlaufende“ bezeichnete, aber das gebeugte Mutterherz aufzurichten suchte, indem er die heiligen Motive des Sohns anerkannte und sich in diesem Zusammenhange das schiefe Urtheil ent-

schlüpfen ließ: „So wie die That geschehen ist durch diesen reinen und frommen Jüngling, mit diesem Glauben, mit dieser Zuversicht, ist sie ein schönes Zeichen der Zeit.“ Der Brief war durch die betrübt Mutter auch in andere Hände gekommen und Baron Kottwitz, „der große Menschenfreund“, besorgte auf dem gewohnten Wege der frommen Generale eine Abschrift an den König. Das Kammergericht war gegen einen Disciplinarprozeß auf Grundlage eines vertraulichen Privatbriefs an eine trauernde Mutter. Aber zu Altenstein's Kummer erfolgte eine Ordre Friedrich Wilhelm III., die De Wette seines Dienstes ent- hob. Umsonst legten der fromme Neander, der Senat, Schleiermacher, Hoff- bach u. A. ihre Fürsprache für De Wette ein, während Hegel die Entlassung seines Gegners völlig in der Ordnung fand. Man hat neuerdings Kottwitz's Betheiligung an dieser häßlichen Intrigue bestritten, aber Kottwitz selbst schreibt am 13. März 1820 an Heubner: „Seitdem ich in den Akten von De Wette das Schreiben der hiesigen theologischen Facultät gelesen habe, kann ich nicht weiter mit Neander verkehren. Nun Seiner Hand ist nichts zu viel, ich will daher die Hoffnung nicht aufgeben, Neander werde sich von der ihm (sic!) suchenden Hand, ungeachtet der Bollwerke des Platonismus finden lassen, und dann um so treuer halten ob dem Walle des Lebens.“ *) Der wahre Grund, warum De Wette hinausgedrängt werden mußte, sieht auch hier durch. Nicht den Hochverräter fürchtete man, sondern den Kritiker wollte man los sein. Ueber die Wiederbesetzung der Stelle De Wette's verhandelt der Kronprinzliche Adjutant von Röder mit Heubner, in einem Briefe vom 6. Februar 1820, in dem Kottwitz grüßt. **) Von Vorschlägen der Facultät ist dabei nicht die Rede. Das Ministerium denkt an Fritzsche, der aber Heubner unmöglich ge- nügen konnte. Die von den pietistischen Höflingen zur Seite geschobene Facultät rächte sich, indem sie die Examina im alten Testament verweigerte, ehe ein Ver- treter des Faches ernannt sei. Man sieht in ebenso unerfreuliche wie ver- worrene Zustände, wie sie dann auch in der Agendensache Platz greifen, seit der König mit seinen Adjutanten die Kirche regiert. Nach langen Provisorien wird schließlich Hengstenberg der Vertreter der alttestamentlichen Kritik an der Universität Berlin! Das Erfreulichste bei diesen traurigen Vorgängen war Neander's loyales Eintreten für den verfolgten Collegen. Neander schreibt an Heubner *** (ohne Datum natürlich, wie gewöhnlich): „De Wette's Entfernung hat mir sehr leid gethan, weil auch die Kirchengeschichte lehrt, daß alle Ge- waltstriebe zur Unterdrückung einmal vorhandener Geistesrichtungen (darum also, nicht um den Brief an die Justizräthin Sand handelte es sich), nur schaden

*) Sammlung Halmann.

**) Ebenda.

***) Ebenda.

können, r
Daneben
Heuchler
von wa
Kur
königliche
recht so
schaft, an
seiner An
fühle Ur
vernehmen
der Justi
er dem V
Sache in
eigenen F
das näch
des Sena
gleich hi
wurde un
Schleierm
Kammerg
man sich
und Ver
angenehm
ausfallen.
mann T
war, daß
um ihn
De Wette
nach so
sich wohl
hätte? „
jetzt der
nicht um
hatte, ze
Berufener
macher D
Waffen p

*) S

können, wie Luther sagt. Die Geister müssen aufeinander plagen und treffen. Daneben muß dieser Act auf der einen Seite Märtyrer, von der andern Heuchler bilden. Auch kann ich nicht umhin, unsern De Wette als einen Mann von wahrhaft edlen Absichten und liebevollem Herzen zu achten."

Kurz vor Rothe's Eintreffen in Berlin, am 2. Oktober 1819, war das königliche Rescript erfolgt. Man sollte nun denken, daß ein gegen alles Unrecht so leicht entflammter Jüngling wie Rothe, dazu ein Mitglied der Burschenschaft, an der lebhaften Entrüstung Theil genommen haben mußte, die er bei seiner Ankunft an der Universität vorfand; wenn wir statt dessen unbegreiflich kühle Urtheile über den Verfolgten und die Verfolgung aus seinem Munde vernehmen, so muß man ihm zu gut rechnen, daß er die Thatsachen nur in der Zustimmung der frommen Verwandten erfuhr. Ganz mit Unrecht bestreitet er dem Vater, der sich für De Wette interessirt, daß die Universität über diese Sache in Bewegung gekommen sei, während doch die Professoren aus ihren eigenen knappen Mitteln zusammenschossen, um dem Abgesetzten wenigstens für das nächste Jahr seinen verlorenen Gehalt zu ersetzen. Auch die Verwendung des Senats für den Gemäßigten läugnet er ohne allen Grund. Man sieht gleich hier, wie der junge Theologe bei Onkel und Tante De Coq getäuscht wurde und von vorn herein in die intimste Gegnerschaft De Wette's und Schleiermacher's hineingerathen war. Dasselbe bezeugt auch die an den Onkel Kammergerichtsrath erinnernde, altfluge Wendung, für einen Verurtheilten könne man sich verwenden, De Wette sei aber vom Gerichte frei gesprochen worden und Verwendung für einen Freigesprochenen sei immer mißlich. „Am unangenehmsten," meint er, „ist es mir, daß die alttestamentlichen Uebungen nun ausfallen." So steht er zu dieser traurigen Sache ähnlich wie sein Landsmann Tholuck, dem an dem himmelschreienden Unrecht am unangenehmsten war, daß sein Licentiatenexamen Aufschub erlitt, weil kein Professor da war, um ihn im alten Testamente zu prüfen. Als dann im Frühling 1822 De Wette nach dem frommen Basel berufen wurde, gönnt ihm Rothe zwar nach so viel Leid das friedliche Asyl, aber er wirft auch die Frage auf, wie sich wohl ein griechischer Philosoph im Collegium der Apostel ausgenommen hätte? „Indessen es kann zu vielem gut sein, besonders für De Wette selbst", setzt der Student weise hinzu. Daß es sich für die Kottwitz'sche Freundschaft nicht um den Demagogen, sondern um den Theologen De Wette gehandelt hatte, zeigte dann unverblümt der Empfang, den der Basler Pietismus dem Berufenen bereitete. Der Basler Prediger Passavant meldet an Emil Krummacher De Wette's Wahl mit einem *ora pro nobis**): „Wir werden unsere Waffen putzen und wehen müssen: am meisten den Krebs des Glaubens und

*) Krummacher an Heubner vom 11. Febr. 1822 aus Koswig.

der Liebe, den Helm der Hoffnung zur Seligkeit! Die jungen Theologen freuen sich gewaltig, denn der Gang zu neuen Lehren ist groß und in 20 Jahren wird es vielleicht eine Trennung geben.“ Krummacher aber meint zu der Berufung De Wette's in die Stadt des Missionshauses: „wo unser Herrgott einen Tempel baut, da baut der Teufel eine Kapelle daneben“. Aber „das gesunde Häuflein wird grimmig feste stehn“.

Zu den von der Reaction Angeseindeten, denen man gern De Wette's Schicksal bereitet hätte, gehörte bereits auch Schleiermacher, der doch durch seine „Reden über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern“ zuerst in den höheren Kreisen die Abwendung von der Voltaire'schen Aufklärung und die Rückkehr zur Religion eingeleitet hatte. Während der schweren Heimsuchung der Kriegsjahre hatte Schleiermacher als Bußprediger mächtig zu der Gemeinde Berlins gesprochen, unter den Trommelwirbeln der französischen Besatzung doppelt verständlich. In dem engen Rundbau der kleinen Dreifaltigkeitskirche hielt er jene tiefsinnigen Predigten, die ebenso auf den Mittelstand wirkten, wie Fichte's Reden auf die Gebildeten. Berlin, so bezeugt Steffens, war durch ihn wie ungewandelt. Die Kanzel hatte sich in den Zeiten der Napoleon'schen Zwingherrschafft als der einzige Ort erwiesen, wo noch freie Rede einigermaßen möglich war und das hatte Schleiermacher die persönliche Verehrung verschafft, mit der die Bürgerschaft ihn bis zu seinem Lebensende trug. Mit den nunmehrigen Führern der Berliner kirchlichen Bewegung stand aber der Mann, von dem die religiöse Erneuerung ausgegangen war, in offenem Krieg. Als er 1821 seine Reden zum dritten Mal auflegte, sagte er in der Vorrede, jene Personen, an die er sich in seiner ersten Auflage gewendet habe, existirten scheinbar nicht mehr. Die wahrhaft Gebildeten hätten aufgehört, Verächter der Religion zu sein. Aber er läugnet, daß die neuerwachte „Berliner Conventicul Frömmigkeit“ einen Fortschritt gegen die frühere Gleichgültigkeit bedeute und nie wäre sie so mächtig geworden, wenn nicht das gewöhnliche Pastorenthum auf jenem niedern Standpunkte noch heute verharrete, gegen den sich seine erste Auflage ebensogut, wie gegen die Religionsverächter richtete. „Wir würden nicht so viel zu klagen finden über zunehmenden Sektengeist und parteigängerische fromme Verbindungen, wenn nicht so viele Geistliche wären, welche die religiösen Bedürfnisse und Regungen der Gemüther nicht begreifen, weil der Standpunkt überhaupt zu niedrig ist, auf dem sie stehen.“ Angesichts dieser Lage behauptet Schleiermacher, daß nur eine tiefere speculative Ausbildung der Geistlichkeit dem Uebel werde abhelfen können. Die Erscheinungen eines neu erwachten religiösen Lebens in Deutschland kann er aber nicht so erfreulich finden wie man von Seiten der Führer der neuen Richtung ausruft. „Die unduldsame Lieblosigkeit unserer neuen Frommen, die sich nicht begnügt sich zurückzuziehen von dem, was ihr zuwider ist, sondern jedes

gesellige
bestimmte
andern
begeben
Zeichen
frankhafte
das erwe
erwartet
lehre an
sich schon
eng gesch
eines alt
zwischen
Intelligen
pflegte zu
nahm son
Partei un
gesellen“
und Tisch
zu vermi
In jenen
herantrat
Herr von
meines G
wesen, u
mag es
Dabei is
Wiß jeh
Gesellscha
und meh
Die Wor
dieser co
ich täglich
von desse
ganzen A
Wohlmei
konnte, e
die sich f

gesellige Verhältniß zu Verunglimpfungen benutzt, ihr ängstliches Horchen auf bestimmte Ausdrücke, nach denen sie den einen als weiß bezeichnen und den andern als schwarz, die Gleichgültigkeit der meisten gegen alle großen Weltbegebenheiten, die allgemeine Scheu vor aller Wissenschaft, dies sind keine Zeichen eines geöffneten Sinnes, sondern vielmehr eines tief eingewurzelten krankhaften Zustandes, der der Gesellschaft mehr Nachtheil bringen muß, als das erweckte religiöse Leben Einzelner ihr Gewinn bringt.“ Noch Schlimmeres erwartet er von der Zukunft, wenn er in dem Sendschreiben über seine Glaubenslehre an seinen Freund Lücke ein paar Jahre später schreibt: „Der Boden hebt sich schon unter unsern Füßen, wo die düstern Larven auskriechen wollen, von eng geschlossenen Kreisen, welche alle Forschung außerhalb jener Umschlingung eines alten Buchstabens für satanisch erklären.“ So war denn offener Krieg zwischen dem ersten Erneuerer der religiösen Weltbetrachtung in der Stadt der Intelligenz und der großen Schaar der neuen Frommen. Der Prediger Jänicke pflegte zu den Studenten zu sagen: „Lasset euch keine Schleier machen!“ Le Coq nahm sowohl als Demagogenfeind, wie als Freund Hegel's gegen Schleiermacher Partei und Schmalz, der Vater von Tholuck's erster Braut, und alle „Schmalzgesellen“ belauerten jede seiner Aeußerungen auf der Kanzel, bei Commercen und Tischgesellschaften. Der vielgeschäftigte Semler suchte zwischen beiden Lagern zu vermitteln, machte sich dadurch aber nur den Entschiedenen selbst verdächtig. In jenen Tagen, als Rothe mit vorgefaßtem Mißtrauen an Schleiermacher herantrat, schrieb aus demselben Kreise ein zum Protestantismus übergetretener Herr von La Roche am 23. Juni 1819 an Heubner: „Schleiermacher ist meines Erachtens im Innersten wohl immer ein religiös gesinnter Mensch gewesen, und ist ein reicher Mensch, aber bei so viel Geist und Gelehrsamkeit mag es schwer sein, daß die Einheit im Innern das Uebergewicht behalte. Dabei ist es ein gefährlich Ding, im gesellschaftlichen Leben wegen Geist und Wiß sehr gesucht zu sein. Er war dann offenbar zu lustig, und liebte die Gesellschaft zu sehr. Seit einiger Zeit scheint er sehr davon zurückgekommen und mehr Würde des Geistlichen angenommen zu haben, die früher mangelte.“ *) Die Worte zeigen, wie auch milder Gesinnte sich in manche Eigenthümlichkeiten dieser complicirten Natur nicht finden konnten. „Aus Schleiermacher werde ich täglich weniger klug,“ schreibt Rothe einmal an den Vater, und was er von dessen Vorlesungen meint, das meinte so mancher Biedermann von der ganzen Persönlichkeit. Daß Schleiermacher paradoxe Seiten hatte, die auch Wohlmeinende beleidigten, daß seine Vielseitigkeit zu der Meinung verleiten konnte, er schillere in allen Farben, daß es Widersprüche in dieser Natur gab, die sich schwer reimen ließen, wer wollte das läugnen? Prediger zu sein war

*) Sammlung Halmann.

ihm Bedürfniß und noch auf dem Todtbette theilte er das Abendmahl aus, und doch waren Friedrich Schlegel, die geistreichen Jüdinnen und die emancipirte romantische Clique sein liebster Umgang. Er hielt mit Pietät an den herrenhuthischen Erinnerungen seiner Jugend und doch wetterleuchtete es in seinem Predigerhause fortwährend von sarkastischen Bemerkungen, die als geflügelte Worte in ganz Berlin umhergetragen wurden. Er schrieb eine Schutzschrift für Schlegel's Lucinde und nannte sein Söhnlein Nathanael. Nicht alle konnten das verstehen und was ihm ein gemüthliches Bedürfniß war, nannten auch manche Freunde ein kirchliches Posiren. „Von allen Predigern, die ich kenne,“ schrieb Karoline Schlegel, „gefällt er mir am besten, aber Prediger gefallen mir überhaupt nicht.“ Daß vollends die kirchlichen und politischen Gegner, in deren Kreis Rothe ausschließlich verkehrte, diese Widersprüche stark ausbeuteten, ist nicht zu verwundern. Mit einem Anflug von lebenswürdigster Ironie, die sich keineswegs nur auf seine eigenen Irrthümer bezog, erzählte Rothe später, als er den großen Mann nach Gebühr zu schätzen gelernt hatte, von seinen ersten Eindrücken. Der junge Student war von Heidelberg gewohnt, daß jeder Lehrer sich eingehend auf jedes seiner Anliegen einlasse. Aber wie sollte der mit Geschäften überhäufte beliebteste Prediger Berlins dafür Zeit finden? Obwohl Rothe in sein Seminar eintrat, konnte er doch zu einer wissenschaftlichen Unterhaltung mit ihm selten kommen und dann beschränkte Schleiermacher sich auf Andeutungen. „Man hatte stets das Gefühl, daß man ihn störe und doch sagte er nie, er habe keine Zeit.“ Schleiermacher lebte damals im Reimer'schen Hause in der Wilhelmstraße in einträchtiger Freundschaft mit dem Hausherrn, der um feinetwillen sogar einmal eine Haussuchung erdulden mußte. „Aber alles,“ erzählte mir Rothe, „war hier studienwidrig eingerichtet. Während man bei Neander über die auf dem Boden zerstreuten Bücher strauchelte, mußte man hier durch das Zimmer der Frau, die stets Besuch hatte, in Schleiermacher's Studirstube. Die Damen, die für Magnetismus schwärmten, nahmen ihn nach Belieben in Anspruch. Auch eine Freundin fehlte nicht, die als berühmtes Medium galt und Vorempfindungen hatte, bei denen ‚das Helle‘ und dann wieder ‚das Dunkle‘ eine große Rolle spielte.“ Der Herr des Hauses ließ sie auch darin gewähren und die Berliner wollten wissen, der Tod seines Söhnleins Nathanael sei dem gläubigen Gehorsam der Mutter gegen die Rathschläge dieser bedenklichen Freundin zuzuschreiben. Der Kern der Gemeinde, die sich um seine Kanzel versammelte, bestand schließlich doch nur aus den zahlreichen befreundeten Familien, mit denen er auch gesellig verkehrte, und Lagarde spottet: „Ihr, heute war er wieder jöttlich‘ klingt mir noch in den Ohren.“ Die Berliner, meint Lagarde in seinem Schriftchen über die Berliner Theologen, hätten mehr an dem frischen und beweglichen Manne mit den lieben und geistvollen Augen als an dem Theologen gehangen.

Nicht nur
der kleine
nannt hal
berger Pa
wollte er
sich diese
oder Tauf
würdigste
schrift ge
aufbewahr
Lücke, der
Urtheil üb
an Bünse
der Kange
wo die et
kenne, m
mehr wer

Der
ehe Rothe
Die Thes
stimmung
behandelt.
einer Sch
veranlaßt
Klaus Ha
Weise da
Empfehlun
macher's
Lassen,
Männern
als ich le
macher u
keinen gr
des Harm
nähere S
gogenunte
Freunde,
ein Mens
russischen
sich die

Nicht nur die Frauen, auch die Kinder bezauberte er. Mit Stolz berichtete der kleine Lagarde den Eltern, daß Schleiermacher ihn „mein Verehrter“ genannt habe, und als dem Sohne des Philologen Bekker, dem späteren Heidelberger Pandektisten, aufgegeben wurde, einen Theil seiner Hasen abzuschaffen, wollte er das schönste weiße Häschen Schleiermacher schenken. Reizend spricht sich dieses persönliche Verhältniß zu den Beichtkindern in so mancher Trau- oder Taufrede aus, in die der Prediger persönliche Beziehungen auf's liebenswürdigste und taktvollste verslicht und die in seiner klaren und schönen Handschrift geschrieben in mancher Berliner Familie noch immer als Heiligthum aufbewahrt werden. Dieser seltene Verein von Gaben Schleiermacher's hat Lücke, der doch selbst sein Schüler nicht heißen wollte, zu einem weit gerechteren Urtheil über den großen Theologen veranlaßt, wenn er am 3. November 1816 an Bunsen schrieb: „Wenn ich alles, was Schleiermacher mir und vielen auf der Kanzel, auf dem Katheder, in der Gesellschaft und in seinem Leben gibt, wo die ethische Gewalt des Mannes doch über alles hervorragt, was ich hier kenne, mir recht zusammenfasse, so entsteht mir ein Bild von ihm, das mir mehr werth ist als alle seine wissenschaftlichen Constructionen.“

Der Conflict mit den Frommen war acut geworden in dem Semester, ehe Rothe nach Berlin kam, durch Schleiermacher's Auftreten gegen Harms. Die Thesen des neuen Luther, die Rothe in Heidelberg wesentlich mit Zustimmung gelesen hatte, wurden in Berlin als Programm der kirchlichen Reaction behandelt. Als auch der einflußreiche Dresdner Hofprediger von Ammon in einer Schrift: „Bittere Arznei“ für Harms eintrat, fand Schleiermacher sich veranlaßt, sich gegen Ammon zu wenden, indem er das Inconsequente der Klaus Harms'schen Sätze und ihre Selbstwidersprüche in seiner fein dialektischen Weise darlegte und ihnen die Bedeutung absprach, die sie durch Ammon's Empfehlung gewonnen hätten. Rothe mißbilligte sowohl Ammon's, wie Schleiermacher's Voten in dieser Sache mit jugendlicher Hitze. „Wohl Geden und Lassen,“ schreibt er von den Gegnern des Holsteinschen Pastors, „aber nie Männern habe ich so wenig Charakter, Geradheit und Selbständigkeit zugetraut, als ich leider jetzt finde. In jenen Akten nehmen sich namentlich Herr Schleiermacher und Herr Ammon äußerst lieblich aus.“ Schleiermacher selbst legte keinen großen Werth auf diesen Streit. „Rosen auf den Weg gestreut und des Harms vergessen“, schrieb er in seiner heitern Weise. Ihn bedrängten nähere Sorgen, da die Kampf, Dambach und Genossen ihn selbst in die Demagogienuntersuchung zu verwickeln suchten. Mit Betrübnis sah er alle seine Freunde, Reimer, Eichhorn, Schulze, Arndt, Gaf u. A. verdächtigt, und wenn ein Mensch wie Schmalz zu dem preussischen rothen Adler auch den weißen russischen erhielt, so konnte er grimmig scherzen: „Wo ein Aas ist, sammeln sich die Adler.“

Was nun Rothe betrifft, so war er durch seine persönlichen Beziehungen hineingestellt in jenen Kreis, dem Schleiermacher offene Fehde angesagt hatte und der ihn in jeder Weise zu schädigen suchte. Unbefangen also konnte der junge Theologe an den großen Lehrer von vorn herein nicht herantreten. Auch daß die Berliner so viel Gerede von ihm machten, war ihm unsympathisch, da nach seiner Auffassung ein Prediger nicht in dieser Weise in der Öffentlichkeit stehen sollte. Dazu kam, daß das erste Colleg, das Rothe bei Schleiermacher hörte, sehr viel zu wünschen ließ. Schleiermacher war, wie Rothe mir später erzählte, schon damals mit Geschäften überladen. Theologische, philosophische und philosophische Schriftstellerei, Pfarramt und Akademie nahmen ihn von früh bis spät in Anspruch. Das Leben Jesu las er dabei zum ersten Mal, ohne ordentliches Heft, oft unvorbereitet, so daß man sich à la fortune du pot bei ihm einfand. Die kritischen Schwierigkeiten, an denen er seinen Scharfsinn übte, existierten für Rothe nicht, weil dieser aus seinem Glauben an den Gottessohn alles verstand und in Daub's Weise sein Leben Jesu deductiv bewies, nicht historisch kritisch aufbaute. Waren die Wunder Jesu nicht nur möglich, sondern selbstverständlich, so hatten kleine Abweichungen der Berichte geringe Bedeutung. Anderseits mußte von Schleiermacher's Standpunkt aus das Leben Jesu ein dogmatisch-kritisches Zwitterding werden. Schleiermacher ging dogmatisch von der Voraussetzung aus, daß der Glaube an einen Gottmenschen, der in der Gemeinde lebe und fortdauernd religiöse Wirkungen hervorbringe, auch die geschichtliche Wirklichkeit dieses Gottmenschen erweise. Aber diese Wirkungen konnten ebenso von der Idee eines Erlösers, wie von einer geschichtlichen Person gewirkt werden. Das war die offene Stelle am Drudenfuß, auf die Hegel spöttisch hinwies. Anderseits quälte sich Schleiermacher mit natürlichen Wundererklärungen ab, die Rothe unmöglich gefallen konnten. Die Kindheitsgeschichte beseitigte er ganz als spätere Sage und in Betreff der Auferstehung findet er es neben der wunderbaren Erklärung doch auch unverfänglich, wenn einer sagen sollte: „Sobald noch eine Spur von Leben in Christo war, so brauche ich seine Auferstehung nicht als ein absolutes Wunder anzusehn“, denn niemand könne eine Grenze ziehen zwischen dem Wunder des Lebens überhaupt und einem specifischen Wunder. „Schleiermacher,“ sagt Rosenkranz, „dröselte alle Wundergeschichten entweder durch subtile Textkritik auf, indem er fragte, aus welcher Quelle der Berichterstatter die Erzählung wohl geschöpft haben könne, oder er fand eine psychologische Auflösung, oder er sprach auch, nachdem er verschiedene Ansätze zur Bewältigung des Irrationalen gemacht hatte, sein non liquet aus.“ Unter solchen Umständen ist für Rothe das ganze Colleg nur ein nüchternes kritisches Exercitium. Ein theologischer Docent, meint er, mußte seine Zuhörer zuerst zu Christus bekehren und erst dann dürfte er ihnen das Leben Jesu erzählen. „Nach meiner Meinung ist es immer thöricht,

wenn man halten und wenig. An an Heubner macher die kannte,“ so entgegen f Vorlesung barung Ge wie herrlich eingeführt gebraucht sind beide beißt sich, dem Refer

Auffa ist die Sch auspricht. Hegel's Pa gefällt hat selbst von Religion d des Gefühl auf seiner der Empiri und nicht des Univer Gestimmte begleitet. wird dem Offenbarun jede heilige Religion d die Bibel ein in die ihres jüdis Die Dogm

*) 15

**) Bg

wenn man säet, ehe man geädert hat.“ So hatten Daub und Abegg es gehalten und darum befriedigte ihn die methodische Untersuchung Schleiermacher's wenig. Auch Tholuck, vielleicht von Rothe, vielleicht von Stier berichtet, schreibt an Heubner,*) daß manchen Studenten gerade durch dieses Colleg über Schleiermacher die Augen aufgegangen seien. „Mehrere, die ich selbst als seine Anhänger kannte,“ sagt Tholuck, „bekennten, daß seine Lehre reiner Pantheismus sei und entsetzten sich und wenden sich zu Aeander. Seine eigenen Worte aus einer Vorlesung vor zwei Wochen sind: ‚Der Fetischismus ist so gut eine Offenbarung Gottes als das Christenthum‘. Desgleichen hat er deutlich ausgesprochen, wie herrlich es sei, daß das Christenthum nicht unter dem Namen Pantheismus eingeführt worden, da dieser Name doch immer nur in verächtlichem Sinne gebraucht werde.“ Im Zusammenhang von Schleiermacher's Gesamtanschauung sind beide Aeußerungen völlig unverfänglich, der eben erst bekehrte Tholuck aber beeilt sich, beide an den Seminardirektor in Wittenberg zu berichten, der sie dem Referenten oder Minister weitermelden mochte.

Auffälliger als diese Collegsschnüffelei eines jungen theologischen Strebers ist die Schärfe, mit der auch Rothe sich gegen Schleiermacher's Gefühlstheologie ausspricht. Nach den ablehnenden Urtheilen, die Rothe in Heidelberg über Hegel's Panlogismus und Daub's Versuche, die Religion speculativ zu begründen, gefällt hatte, sollten wir ihn auf Schleiermacher's Seite finden, der wie Rothe selbst von der romantischen Schule ausgegangen war. Für den Redner über Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern war Religion Bestimmtheit des Gefühls durch Gott, Abhängigkeitsgefühl vom Absoluten, und er hätte Rothe auf seiner Seite haben müssen, wenn er Hegel's Versuch bekämpfte, die Welt der Empfindung aus dem Begriffe zu erklären.***) „Die Religion ist nicht Wissen und nicht Handeln,“ führte Schleiermacher aus, „sondern ahnendes Anschauen des Universums, des Unendlichen im Endlichen und dadurch ein eigenartiges Bestimmtheitsgefühl des Gemüths, das wie eine heilige Musik alles Thun des Menschen begleitet. In diesem Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit vom Absoluten wird dem Frommen jede Begebenheit zum Wunder, jede neue Anschauung zur Offenbarung: jeder braucht einen Mittler, der seinen Sinn für Religion weckt; jede heilige Schrift ist ein Denkmal, daß ein großer Genius, ein Virtuose der Religion da war, aber nicht mehr da ist, und Religion hat nicht der, der an die Bibel glaubt, sondern wer selbst eine machen könnte.“ So „stimmt er nicht ein in die barbarischen Behauptungen, durch welche die Altgläubigen die Mauern ihres jüdischen Zion und seine gothischen Pfeiler wieder emporstreben möchten“. Die Dogmen sind nicht die Religion, sie sind höchstens ein Gewand, das sie

*) 15. Dezember 1820. Sammlung Halmann.

**) Vgl. D. F. Strauß, Charakteristiken und Kritiken, S. 3 ff.

wechseln kann. Auch verhält sich nicht eine Religion zu den andern wie die wahre zu den falschen, sondern jede ist wahr an ihrem Orte, sofern sie die Art und Weise ist, wie an einer gegebenen Stelle des Raums und der Zeit, und unter den Bedingungen der Nationalität und Individualität, das Universum empfunden wird. Das Individuum nun, in welchem auf diese Weise eine neue Anschauung des Universums aufgegangen ist, spricht diese ihm gewordene Offenbarung aus, und zieht dadurch einen Kreis von Empfänglichen an sich, denen sofort gleichfalls jene Anschauung Mittelpunkt aller religiösen Erregungen wird. Sie bilden zusammen eine Kirche, welche ein Theil der wahren Kirche ist, denn diese selbst ist das Pantheon, in welchem alle die verschiedenen Formen, das Universum im Gefühl inne zu werden, vertreten sind. In der Wirklichkeit nun sehen wir, namentlich durch den Zwang des Staats, der die Kirche für seine Zwecke zu benutzen für gut fand, die religiös Erregten und Gleichgültigen in derselben großen und unförmlichen Gesellschaft festgehalten. Die religiös Geförderten können einer solchen Kirche nur fremd und kalt gegenüberstehen, und der Haufe der religiös nicht Angeregten wird in äußern Formen, Symbolen und Lehrsätzen die Kirche suchen und so bei Symbolzwang und Intoleranz ankommen. So wird die Befreiung und Vergeistigung der Religion in Schleiermachers Reden dadurch erreicht, daß dieselbe ganz in das Subject zurückgezogen ist. Was der Religiöse fühlt, ist die Hauptsache. Wie ich es in jedem Augenblicke ausspreche, bleibt mehr oder minder zufällig; noch weniger kommt es auf die wissenschaftlichen Formeln an, unter welche ich hinterher jene Aussprüche zusammenfasse. Daß aber gar eine Gesamtheit von Frommen ein System solcher Formeln festsetzt, welches ihren gemeinsamen Glauben enthalten und die religiöse Verkündigung regeln soll, ist die baare Verkehrtheit. Wer aus solchen kirchlich überlieferten Glaubensformeln, ja auch aus der heiligen Schrift selbst, die Frömmigkeit schöpft, der hat sie nur aus zweiter Hand: ursprünglich erzeugt sie sich im Gemüthe eines Jeden, wenn es den Eindrücken des Universums sich hingibt. In diesem innern Gesange, in den Klängen des frommen Gefühls sieht Schleiermacher die Religion, die er in den Reden noch völlig atomistisch, als Sache des einzelnen Gemüths auffaßt. „Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblick, das ist die Unsterblichkeit des Religiösen.“

Den ersten Schritt von dieser rein individuellen Fassung der Religion zu einer geschichtlichen, thut das im Jahre 1805 erschienene Gespräch „Die Weihnachtsfeier“, das die verschiedenen Standpunkte in scharf gezeichneten Repräsentanten zu Wort kommen läßt. Was der christliche Glaube ist, ist nur in der Gesamtheit der Gemeinde, die früheren Generationen inbegriffen, zu ermitteln. Aus diesem Gemeindeglauben selbst wird dann auf das Dagewesen sein dessen, was er enthält, geschlossen. Auf kritischem Wege können

wir die
Dagewese
gesetzt we
Das Dag
Glieder de
Aufhebung
bewußt, k
vollkomm
Mitglieder
und unv
aber nich
also von
ruft, d. h.
daraus f
wird, au
Person,
Recht ha
dem idea
Idee ist.
weise als
nicht gu
hinein lä
es nichts
hat und
der in d
Nothwen
liche Glo
verstehen
findet.
meindebe
macher's
gehört r
sondern
Die Erl
gemeinsch
Gefühle
Darauf
weit res
keit nich
reproduc
haus

wir die Erscheinung eines sündlosen Gottmenschen nicht erweisen, aber „das Dagewesensein eines solchen in der Vergangenheit muß nothwendig vorausgesetzt werden, um die Erfahrung, die der Christ an sich macht, zu erklären. Das Dogma von Christus ist ein Postulat der christlichen Erfahrung“. „Als Glied der christlichen Gemeinde,“ argumentirt Schleiermacher, „bin ich mir der Aufhebung meiner Sündhaftigkeit und der Mittheilung höherer Vollkommenheit bewußt, d. h. ich fühle in dieser Gemeinschaft die Einflüsse eines sündlosen und vollkommenen Princip's auf mich. Diese Einflüsse werden von den einzelnen Mitgliefern dieser Gemeinschaft nicht producirt, denn diese sind eben so sündig und unvollkommen wie ich selbst; das Zusammenwirken von Unreinen kann aber nicht das Reine zum Resultat haben. Die reinigende Wirkung muß also von demjenigen ausgehen, der in allen Einzelnen jene Wirkung hervorruft, d. h. von dem Stifter. Was wir nun in uns als Christen bewirkt finden, daraus schließen wir, wie immer von der Wirkung auf die Ursache geschlossen wird, auf die Wirksamkeit Christi zurück, und aus seiner Wirksamkeit auf seine Person, welche die Fähigkeit gehabt haben muß, solches zu bewirken.“ Mit Recht haben die Gegner darauf erwidert, es könnten diese Wirkungen auch von dem idealen Christusbild ausgegangen sein, das selbst ein Product der religiösen Idee ist. Für die geschichtliche Wirklichkeit eines so beschaffenen Christus beweise also die Wirkung des Christusblaubens nichts! Hier ist das Pentagramma nicht gut gezogen, so daß es den bösen Geist der Verneinung heraus und hinein läßt. „Für die Existenz,“ hält Hegel Schleiermachern entgegen, „beweist es nichts, daß etwas im Gefühl ist, denn auch Eingebildetes, das nie existirt hat und existiren wird, ist darin.“ Schleiermacher's Argumentation war nur der in die Gefühlsphäre übertragene scholastische Trugschluß, daß das logisch Nothwendige auch in re wirklich sei. Wenn Schleiermacher dennoch die christliche Glaubenslehre zur historischen Theologie rechnet, so ist das so zu verstehen, daß seine Glaubenslehre nur das beschreibt, was sie thatsächlich vorfindet. Sie erzeugt ihren Stoff nicht, sondern sie stellt den Inhalt des Gemeinbewußtseins treu und vollständig dar. Auch die Bibel ist, nach Schleiermacher's Glaubenslehre, nicht das Princip des Christenthums. „Eine Lehre gehört nicht deshalb zum Christenthum, weil sie in der Schrift enthalten ist, sondern sie ist in der Schrift enthalten, weil sie zum Christenthum gehört.“ Die Erlösung durch Christus besteht in unserer Erfahrung, daß wir in Lebensgemeinschaft mit ihm alle Regungen unseres sinnlichen Bewußtseins mit dem Gefühle unserer Abhängigkeit von Gott leichter zu durchdringen vermögen. Darauf kommt es an. Auf die Bibel und die Symbole sollen wir nur in so weit reflectiren, um die Gewißheit zu behalten, daß wir mit unserer Frömmigkeit nicht rein individuelle Erfahrungen, sondern die der gesammten Kirche reproduciren. Begründen, deduciren, beweisen soll nach Schleiermacher die

Glaubenslehre überhaupt nicht. Sie soll nur das im frommen Selbstbewußtsein innerlich Gegebene auf eine Weise darlegen, welche in ihrer systematischen Anordnung die Vollständigkeit verbürgt, und durch die dialektische Bildung des Ausdrucks den Glauben gegen die Einwürfe der Wissenschaft deckt. Nur in dieser formellen Hinsicht darf die Philosophie auf die Glaubenslehre Einfluß üben. Die Begründung des Dogmas durch speculative Beweise dagegen wird als neue Scholastik, d. h. als Vermischung von Philosophie und Theologie zurückgewiesen. Insofern hat man Schleiermacher den Kant der protestantischen Theologie genannt. Wie jener dem Gebäude der alten Metaphysik durch die Untersuchung der Grenzen unseres Erkenntnißvermögens den Boden entzog, so hat Schleiermacher alle Dogmen, die sich nicht aus dem frommen Gefühl der christlichen Gemeinde ableiten lassen, als Scholastik ausgeschieden. Sein Satz, daß alle Glaubenslehren zunächst nicht Aussagen über irgend etwas Objectives seien, sondern nur über eine Bestimmtheit unseres frommen Gefühls, war gegenüber der seitherigen Dogmatik ein großes, befreiendes Wort und sicherte zugleich der Theologie ihr eigenthümliches Gebiet, auf dem sie eben so sichere Ergebnisse finden konnte, als die speculative Philosophie auf dem Boden des Begriffs. Gestaltet diese ihr Weltbild nach Aussagen des Erkenntnißvermögens, so die Religion nach den Bestimmtheiten unseres frommen Gefühls. Das Absolute, wie wir es im Verstande haben, nennen wir Welt, wie wir es in der frommen Empfindung haben, nennen wir Gott. Daß diese feinsinnigen Versuche, den Inhalt des Dogmas aus dem christlich bestimmten Gefühle abzuleiten, für gröbere Naturen unverständlich blieben, und daß Schleiermacher selbst bei Ableitung von offenbar speculativen Sätzen aus dem Gefühl oft recht wunderliche Gefühlsfäden spinnen mußte, um etwas aus dem Gefühle zu entwickeln, was doch thatsächlich aus der Speculation der früheren Generation der Kirche zugewachsen war, kann zugegeben werden. Nothe aber, der immer noch von der deductiven Methode beeinflusst war, die niemand stolzer handhabte als Hegel, genügte das descriptive Verfahren Schleiermacher's überhaupt nicht. Er sah sein energisches Gottesbewußtsein für den Ausgangspunkt, als das *cogito ergo sum* an, von dem aus er deductiv die ganze Glaubenslehre, wie sie in der Schrift geoffenbart sei, entwickeln könne. Aus diesem Grunde wollte er auch später weder zur Schleiermacher'schen Rechten noch Linken gerechnet sein; in diesem Punkte blieb er Hegelianer. Seichte Köpfe, wie sein späterer Freund Rudolf Stier, wußten vollends mit Schleiermacher's Gefühlsdialektik erst recht nichts anzufangen. Der in Stiftung von Burschenschaften und poetischen Stimpereien aufgehende junge Mann, der in seinem altdeutschen Barett, nachtem Hals und Schnürrock sich Nothe zum Vergerniß zuweilen auch in Schleiermacher's Colleg sehen ließ, berichtete selbst: „Ich habe mir alle Mühe gegeben, Schleiermacher zu verstehen, es half nichts, bis ich endlich auf den Gedanken

kam, daß er ein Atheist sein müsse; da fiel mir's mit einem Male wie Schuppen von den Augen, und von dem Augenblicke an leuchtete mir der Atheismus durch jedes seiner Worte durch." Mancher fromme Collegschwänzer wird sich ähnlich getröstet haben. Aber auch Tholuck schrieb noch 1821: „Jetzt ist Schleiermacher's Dogmatik erschienen, ganz klar spinozistisch. Wenn jetzt die Leute nicht sehen, so sind sie nicht bloß blind, sondern haben auch noch eine Nebelkappe über das Gesicht.“*) Ähnlich macht Wichern die Entdeckung, daß sein Freund Evers durch Schleiermacher dahin gebracht sei, sich vom Christenthum loszusagen.**) Den Pantheismus ließ Rothe dahingestellt, aber Schleiermacher's dialektische Weise war auch ihm zuwider. Daub und Hegel hatten ihn gelehrt, alle Erscheinungen rücksichtslos an dem Maßstab der Idee zu messen und sie danach gut oder schlecht zu nennen. Dieser Entschiedenheit des Urtheils konnte die dialektische Vielseitigkeit, wie Schleiermacher die Dinge lebendig hin und her wendete, diese Kunst, alles zugleich zu glauben und zugleich nicht zu glauben, nur unsympathisch sein. Wenn für den großen Theologen alle Religionsformen zusammen das große Pantheon bilden, in dem die ganze Frömmigkeit der Menschheit zum Ausdruck kommt, so schließt Tholuck daraus, daß für Schleiermacher Fetischismus und Christenthum gleichwerthige Dinge seien. Aber auch Rothe vergleicht einmal die Symbolik, wie sie in Berlin vorgetragen wird, einem Mißgeburtenkabinet. „Da liegen 10 bis 12 Nasen übereinander, jede anders als die andere, und niemand weiß, welches eigentlich die rechte ist?“ Schleiermacher würde ihm gesagt haben, jede sei an ihrem Ort die rechte, und eben das nannten die Gegner seinen Pantheismus.

Eben so wenig wie die Vorlesung, wollten dem Schüler Abegg's Schleiermacher's Predigten gefallen, an die doch selbst D. Fr. Strauß als an „unvergeßliche Morgenstunden“ zurückdachte. Freilich hatte Strauß auch nicht das gleiche Bedürfniß gemüthlicher Erbauung und nennt Schleiermacher's Vorträge nicht sowohl Predigten von Christus als sehr bezeichnend: „Conversationen mit dem Menschheitsideal.“ Für Rothe waren sie nur dialektische Gedankengänge auf der Kanzel, im besten Falle belehrende exegetische Uebungen und er schreibt dem Vater mit großer Bestimmtheit: Schleiermacher sei ihm als Docent kein Ersatz für Daub, als Prediger kein Ersatz für Abegg. Aber als ihm nun der Vater Dräseke's Predigten schickt, kommt er vollends übel an. In dem Briefe, in dem Richard über dieses Geschenk loszieht, mischt sich wunderlich die festgewurzelte Verehrung des Sohns für den Vater mit der mitleidigen Geringschätzung für dessen zurückgebliebenen theologischen Standpunkt. „Gewisse Dinge, die man an andern Orten gar wohl für vollwichtig gelten läßt, sind

*) Tholuck an Henbner, Berlin, 2. Juli 1821.

**) Wichern, Ges. Werke I, 146.

auf der Kanzel leeres Stroh," schreibt er, "und mit je mehr Wichtigkeit man sie vorbringt, desto lächerlicher werden sie." So sieht er in den viel bewunderten oratorischen Kunstleistungen des Bremer Predigers lediglich einen modisch zugestutzten kalten Rationalismus. Sie sind ihm "ein Notenblatt zum Declamiren und Gesticuliren", ja er verweist den Bremer Pastor mit seiner kunstreichen Beredtjamkeit aus der Kirche in die Synagoge. "Gewiß," setzt er nicht ohne Selbstgefühl hinzu, "man merkt es bald, wo kupferne Glocken geläutet werden, wenn man einmal goldene gehört hat." Bisweilen kann er eine Predigt Schleiermacher's nicht anders als vortrefflich nennen, aber beeinflusst von seinen conservativen Verwandten glaubt er auch in diesen politische Anspielungen zu finden, die er mißbilligt. Anerkennender spricht er sich über die Schleiermacher'schen Uebungen im Seminar aus. Er selbst hatte eine Arbeit, "über den Gebrauch der Apokryphen in den Reden Jesu" übernommen.*). Der Fassung des Themas nach erwartet man, daß der Bearbeiter die Reden Jesu darauf untersuchen sollte, ob irgendwo eine Stelle der Apokryphen in ihnen anklinge? Da Rothe der philologisch-historischen Abtheilung zugetheilt war, mochte Schleiermacher um so mehr eine Sprachvergleichende Arbeit erwarten. Aber in solchem Mikroskopiren war der Schüler Daub's nicht geübt. Auch hier arbeitete er aus dem Vollen. Er erhebt die Ansicht der Apokryphen von der "Heilsordnung", stellt sie zusammen mit dem Grundbegriff der Reden Jesu, der Metanoia, und schließt aus dem Gegensatz, daß Jesus die Apokryphen nicht gekannt, die ja auch in Palästina als griechische Schriften wenig gelesen und vom Gebrauche in der Synagoge ausgeschlossen gewesen seien. Ja seine Gegenfrage: "Verstand Christus griechisch?" lehnt indirect das ganze Problem ab. Wenn Schleiermacher trotz dieses summarischen Verfahrens die Arbeit als die beste mit dem ausgesetzten Preise bedenkend und auf Grund derselben Rothe dem Ministerium als geeignet für die akademische Laufbahn empfiehlt, so gründete er dieses Urtheil wohl auf die umfassende Kenntniß, die Rothe nicht nur vom alten Testamente und den Apokryphen, sondern auch in Philos Schriften und den jüdischen Apokalypsen bewiesen hatte, sowie auf die kräftige und klare Durchführung seines Gedankengangs und die Gewandtheit des Vortrags. Auch persönlich redete er Rothe zu, sich zu habilitiren, Rothe aber verharrte in seiner ablehnenden Haltung. Noch zu Ende seiner Berliner Zeit schreibt er dem Vater, er habe keinen Anlaß gefunden, sein Urtheil über Schleiermacher zu ändern und als sein Pathe, Obertribunalrath Reinhart, ihm nach Wittenberg meldet, Schleiermacher wünsche, er möge die akademische Laufbahn einschlagen, erwiedert er trocken: "Schleiermacher hat mir das früher

*) Das Concept unter den Papieren von Ahrendts, wo sich auch die für das examen pro ministerio eingereichte lateinische Bearbeitung findet.

selbst gerathen, aber ich wünsche nur, daß er sich nicht in mir irre; wenigstens auf dem von ihm breitgetretenen Wege habe ich einmal nichts zu schaffen.“ Dennoch hat er Gerechtigkeitsgefühl genug anzuerkennen, daß Schleiermacher „allerdings zu denen gehöre, die die Tüchtigkeit Anderer nicht nach der minderen oder größeren Uebereinstimmung mit ihnen beurtheilen“. Schließlich kommen aber auch hier hinter dem verbissenen Theologengesichte doch wieder die lieben kindlichen Züge des Breslauer Richard in der Correspondenz zum Vorschein. Durch seine Arbeit hatte er sich den Seminarpreis errungen und sobald er darauf Aussicht hat, erkundigt er sich, womit er seinen Eltern eine Freude machen könnte? Denn daß das erste selbstverdiente Geld dazu verwendet werden müsse, stand ihm von vorn herein fest.

Daß Rothe, übel berathen, wie er war, Schleiermacher's politische Stellung unter einem schiefen Gesichtswinkel betrachtete, kann uns kaum wundern, aber daß er auch in Sachen der Demagogenverfolgung den reactionären Verwandten in Berlin mehr glaubte als dem Vater, ist um so unbegreiflicher, als die Verfolgung gerade damals in seiner Vaterstadt Breslau sich auf Männer erstreckte, denen er und seine ganze Familie viel Dank schuldig waren. Sein alter Schuldirektor Kayßler wurde wegen seiner Vertheidigung der Turnhache zur Verantwortung gezogen, der Philologe Passow zu Gefängnißstrafe verurtheilt. Professor Harnisch wurde aufgefordert, sich um eine Pfarr- oder Schulstelle zu melden, daß sollte um seine Versetzung einkommen. Der verehrte Regierungspräsident Merkel, der Vorgesetzte des Vaters, wurde vom Curatorium der Universität Breslau in Gnaden entbunden und forderte seinen Abschied. Viele andere Bekannte und Freunde des Rothe'schen Hauses gehörten unter die Angefochtenen. Auch Schleiermacher schreibt am 21. März 1820 an Arndt: „Seit länger als vierzehn Tagen ist wieder die ganze Stadt voll davon, daß ich abgesetzt werden solle.“ Er saß in all diesen Jahren wie auf dem Zweige und sah sich noch 1823 Bayern und Baden darauf an, ob er etwa dort ein Asyl finden könne.*) Als nun aber Rothe's Vater, während dieser Hagelschlag in Breslau niederging, in großer Erregung anfragt, ob es wahr sei, daß das Ministerium Schleiermacher absetzen wolle, erwiedert der Sohn sehr kühl: „Daß Schleiermacher seinen Abschied verlangt hat, ist allerdings wahr, er hat ihn aber nicht erhalten,“ wofür man im Kreise der Tanten keine bessere Erklärung wußte, als daß ein Professor eben in einem Contractverhältnisse mit der Regierung stehe und nicht beliebig austreten könne. Er selbst hätte offenbar nichts dagegen, wenn Schleiermacher ginge, sehr im Gegensatz zu der Erregung, die in Berlin über die Machinationen herrschte, mit denen die pietistische Clique den verdientesten Prediger der Stadt heimsuchte. In Folge einer Haussuchung bei dem Buch-

*) Schleiermacher an Arndt, 18. Juli 1823.

händler Reimer waren Briefe von Gaf confiscirt worden, die es der Untersuchungskommission in Mainz ermöglichten, ihre Fangarme nach dem frommen und allgemein geachteten Consistorialrath in Breslau auszustrecken und da Geh. Rath Eichhorn, als Freund des Hauses die Polizeicommissäre, Le Coq's Creaturen Grano, Eckert und Dambach, bei der Hausfuchung, als Vertreter seines abwesenden Freundes Reimer in die gesetzlichen Schranken zurückwies, rächten sie sich in einem Berichte, in dem sie von dem hohen Beamten in einem Tone sprachen, als ob auch er des Einverständnisses mit den Demagogen dringend verdächtig sei. Solchen Parteigängern zur größten Befriedigung redete ein alter, mit Beschlagnahme belegter Brief Schleiermacher's aus der Zeit des Tilsiter Friedens von einer nahenden Volkshebung, womit natürlich ein Aufstand gegen die Franzosen gemeint war. Für Kampf und die „Schmalzgesellen“ genüigten aber diese Worte, um Schleiermacher der Zugehörigkeit zur Demagogenverschwörung verdächtig zu machen. Zwar amtlich vernommen wurde er über die von langer Hand gegen ihn gesammelten Aktenstücke erst am 13. Januar 1823, aber schon jetzt wurden seine Predigten polizeilich überwacht. Die Commissäre Grano und Eckert saßen sonntäglich in seiner Kirche und berichteten dann an den aus Reuter's Festungshaft bekannten „Onkel Dambach“ und Rothe's Verwandten, den Kammergerichtsrath Le Coq.*) „Neulich,“ meldet Schleiermacher an Gaf, „hat mir ein guter Freund geschrieben, daß die insgeheim neuerdings sehr verstärkte geheime Polizei auch mich ganz besonders in Obhut genommen. Das mag sie haben.“ Treitschke hat einen dieser Berichte, unterzeichnet von den Commissären Grano, Eckert und Dambach, mitgetheilt,**) wonach am 14. November 1819 Schleiermacher predigte, Jesus zeige die Göttlichkeit seiner Sendung durch die Befreiung aller geistigen Kräfte der Menschen, die wir seiner Lehre verdanken. Auch habe er gesagt: „Das Rechte müsse doch einst allein siegen, und es werde das Gute nur durch die Prüfungen wie durch Feuer geläutert.“ Nach dieser staatsgefährlichen Predigt, der Rothe vielleicht anwohnte, erzählt Dambach weiter, war es, „bei der hierauf erfolgten Communion, der ich leider nicht beiwohnte, wenigstens bei evangelischen Gemeinden hiesiger Stadt eine auffallende Erscheinung, daß vier mit Bärten versehene Studenten nach erhaltenem Abendmahl knieend scheinbar inbrünstig beteten“. Wer konnte wissen, ob sie sich nicht so zu einem neuen Attentate stärkten? Wenn Schleiermacher das Cramer'sche Lied singen ließ:

Lobsingt! Nun ist er schon
Zum Golgatha gegangen.
Lobsingt! Nun hat er schon
Am Holz ein Kreuz gehangen.

*) Treitschke, Deutsche Geschichte II, 541.

**) Aufsätze IV, 366 f.

Lobfingt! Wir sind versöhnt,
 Er hat das Werk der Macht,
 Der Liebe schwerstes Werk,
 Er hat's, er hat's vollbracht,

so hat sich dieser Lobgesang natürlich für die Eingeweihten auf Karl Sand bezogen. Auch Rothe scheint von dieser Tendenz des Le Coq'schen Hauses profitirt zu haben, wenn er klagt, Schleiermacher verderbe ihm durch seine politischen Anspielungen den Eindruck seiner besten Predigten, obgleich er gewiß nicht ahnte, daß für Le Coq jede derartige Aeußerung dankenswerthes Material war. In der Heimath des Vaters aber wurde ausgebreitet, Schleiermacher sei über Frankenstein nach der Festung Glatz abgeführt worden, eine Nachricht, mit denen die christlichen Kreise sich schon einmal, bald nach De Wette's Entlassung, gütlich gethan hatten.*)

Schleiermacher selbst nennt die Gegnerschaft, mit der er zu kämpfen hat, in seinen Briefen einfach die Hegel'sche Partei.**) Da nun Le Coq Hegel's intimer Vertrauter war, so kann Rothe's Feindseligkeit gegen Schleiermacher nur als Parteinahme in dem großen Universitätsstreit betrachtet werden, der damals ganz Berlin beschäftigte. Wie die Heidelberger über Voß und Daub sich befehdeten, so die Berliner über Hegel und Schleiermacher, wenn auch zu bezweifeln steht, daß von der Sache selbst die Großstädter an der Spree mehr verstanden, als die Kleinstädter am Neckar. Hegel hatte sich zuerst wegen De Wette's Absehung mit Schleiermacher überworfen und seitdem in allen solchen Processen die conservative Seite vertreten. Den wegen seiner Parteinahme für die Burschenschaft abgesetzten Professor Fries in Jena überschüttete er als „Heerführer aller Seichtigkeit“ trotz seiner übeln Lage, mit den verächtlichsten Prädicaten und wollte dann die Halle'sche Literaturzeitung durch den Minister Altenstein unterdrückt haben, weil sie sich des Mißhandelns annahm. In gleicher Feindseligkeit verfuhr er gegen Schleiermacher, der ihm in dem De Wette'schen Handel unstreitig eine moralische Niederlage beigebracht hatte. Seine Briefe beweisen, daß er von Daub gern ein Votum über Schleiermacher's Glaubenslehre extrahirt hätte. Ihm fällt bei der Ankündigung derselben die Kenie ein, die man heute eher auf ihn als auf Schleiermacher bezieht:

Lange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
 Endlich, es hilft nichts, ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

Er ist überzeugt, daß Schleiermacher wieder nur Rechenpfennige ausschütten wird. Auch Schleiermacher's Abhandlung über Prädestination ist ihm sehr fahl

*) Schleiermacher's Briefwechsel mit Gaf 196.

**) An Gaf 7. Februar 1829.

vorgekommen u. s. w. Daub war indessen so vernünftig, diese Aufforderung ganz zu überhören und so mußte Hegel das Geschäft selbst auf sich nehmen. Die Schleiermacher'sche Ausführung, jeder der nach seiner Eigenart neue, eigenartige Erfahrungen des göttlichen Universums gemacht habe, müsse auch den Trieb haben, auf dieselben eine neue Gemeinde zu bilden, verzerrt Hegel zu der Caricatur: „Es soll einer subjectiven Eigenheit der Anschauung (Idiot heißt einer, insofern Eigenheit in ihm ist), statt sie zu vertilgen oder wenigstens nicht anzuerkennen, so viel nachgegeben werden, daß sie das Princip einer eigenen Gemeinde bilde, und daß auf diese Weise die Gemeindchen und Besonderheiten in's Unendliche sich geltend machen und vervielfältigen, nach Zufälligkeit auseinander schwimmen und zusammen sich suchen, und alle Augenblicke wie die Figuren eines dem Spiel der Winde preisgegebenen Sandmeeres die Gruppierungen ändern — und in einer allgemeinen Atomistik alle ruhig neben einander bleiben können.“ Dagegen glaubt er seinerseits der subjectiven Gefühlsreligion gegenüber den objectiven Begriff der Religion, und der religiösen Besonderheit der Gemeindchen gegenüber den Begriff der Kirche zu vertreten. Aber Schleiermacher hatte gar nicht von dem gehandelt, was zu erstreben sei, sondern von dem, was thatsächlich ist, war, und allezeit sein wird. Man mag die Vielheit der religiösen Gründungen lieben oder hassen, daß und warum sie vorhanden sind, wußte Hegel so gut wie Schleiermacher. Von Schleiermachers Definition, die Religion sei schlechthiniges Abhängigkeitsgefühl, meint er ebenso böswillig, wenn diese Erklärung zuträfe, so wäre der Hund der beste Christ, denn er trägt dieses am stärksten in sich und lebt vornehmlich in diesem Gefühl. Auch Erlösungsgefühl habe der Hund, wenn seinem Hunger durch einen Knochen Befriedigung werde, Aeußerungen, die ihm so geistreich erschienen, daß er sie in der Vorrede zu Hinrich's Religionsphilosophie sogar drucken ließ. Selbst aus der Schrift widerlegt er Schleiermacher's Gefühlstheologie, indem er auf den Spruch hinweist: „aus dem Herzen kommen arge Gedanken“ u. s. w. „Daß ein Inhalt im Gefühl ist,“ meint Hegel, „macht für diesen Inhalt selbst nichts Vortreffliches aus; auf demselben Boden sproßt die königlichste Blume neben dem wucherndsten Unkraut. Ebenjowenig hängt die Existenz dieses Inhaltes davon ab, ob er im Gefühl ist, denn auch Eingebildetes, das nie existirt hat und nie existiren wird, ist darin; und endlich reißt mit dem Appelliren an das eigene Gefühl die Gemeinschaft unter uns ab, nur auf dem Boden des Gedankens und des Begriffs sind wir auf dem Boden des Allgemeinen und der Vernünftigkeit, zum Gefühl übergehend verlassen wir ihn und ziehen uns zurück in die Sphäre unserer Zufälligkeit und sehen nur zu, wie sich die Sache da vorfindet.“ „Auf das Gefühl beruft man sich, wenn die Gründe ausgehen. So einen Menschen muß man stehen lassen.“ Aber Schleiermacher hatte nie das Gefühl an sich als Quelle der Religion bezeichnet sondern das fromme

Abh
wend
imme
auf
Unw
Nean
einen
durch

So g
war
Roth
von
die e
mach
gehn
Colle
meine
hält
a b e
der S
dem
heute
Rede
Herr
ab.
weg,
Hyp
Arzt
einem
des A
Akade
Wun
wollte
gibt
wurde

Abhängigkeitsgefühl vom Absoluten. Das relative Recht von Hegel's Einwendungen verkennen wir nicht, aber die Form der Hegel'schen Polemik war immer beleidigend. So scheute Hegel sich nicht, im Colleg durch Anspielungen auf Schleiermacher's „Thersitesgestalt“ und durch Poltern gegen dessen „thierische Unwissenheit über Gott“ die Studenten zu verheizen und selbst den guten Aeander verstand er gelegentlich durch seine Brutalitäten „aus einem Lamm zu einem Löwen zu machen“. Schleiermacher seinerseits rächte sich an dem Gegner durch Epigramme.

„Schweigt und hört, ruft's dort, nichts taugt wer mich nicht versteht,
Auch, was ich nicht versteh', Leute, bedeutet nicht viel.
O, vortrefflicher Mann, wir fleh'n, verstehe Dich selber,
Daß doch einiger Werth bliebe der kläglichen Welt.“

So gehn die Vorwürfe herüber und hinüber und die vage Natur des Streites war so recht geeignet, die Disputirwuth der Berliner Jugend zu entfesseln. Rothe schüttelte den Kopf zu diesen Zänkereien seiner Lehrer, aber er hat sich von Tante Le Coq belehren lassen, an dem Mißverhältnisse habe Schleiermacher die erste Schuld, und viel jugendliche Naivetät liegt in seinem Rathe, „Schleiermacher sollte sich in Gottes Namen nicht schämen bei Hegel in die Schule zu gehn, wie sich der alte Daub dessen nicht geschämt hat“. Das Urtheil der Colleggen war im Ganzen nicht auf Hegel's Seite. Savigny sagte einem meiner ältern Freunde: „An der Universität waren die collegialischen Verhältnisse nie schön, dagegegen in der Akademie war Frieden. Da haben wir aber Hegel auch nie hereingelassen.“ Doch auch über diesen Frieden der Akademie lauten die Meinungen verschieden. In Rothe's Lieblingsbuch, dem Prinzen Zerbino, beglückwünschen die Herren Akademiker den Redner, der heute gesprochen hat, aber, sobald er hinaus ist, findet der Herr Hofrath, die Rede sei doch sehr schwach gewesen. Kaum ist der Hofrath draußen, so meint Herr Aeander: „Der Hofrath wird in seinem Leben nicht gescheut“ und geht ab. Herr Sappi aber findet den Aeander täglich verkehrter und kaum ist Sappi weg, so sagt Herr Hingensfeld: „Herr Sappi hält sich auch für gar zu klug.“ Zysipp findet den Herrn Hingensfeld nach seinem Weggang abgeschmackt und der Arzt meint zu den beiden letzten Anwesenden, Herr Zysipp laborire jezt an einem Stockschnupfen, der seine Denkfähigkeit dämpfe, wofür Herr Curio nach des Medicus Abgang schilt, so ein Arzt habe doch erbärmliche Sitten; der Akademiker Simonides aber, der allein übrig bleibt, schließt die Thüre mit dem Wunsche: „wenn sich nur dieses Geschmeiß nicht unter gebildete Menschen drängen wollte!“ Von dem Frieden in der Akademie weiß also Tieck nichts, dagegen gibt von dem Respect, mit dem Schleiermacher an der Universität behandelt wurde, eine Erzählung Hengstenberg's vom Jahre 1827 ein gutes Bild. Der

junge Professor war klug genug gewesen, den großen Theologen zur Mitarbeiter-schaft an seiner Kirchenzeitung aufzufordern, deren Tendenz er ihm so friedfertig wie möglich schilderte. Da brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung eine Besprechung des Projects, die deutlich auf Tholuck hinwies, „von Sehnen und Thränen könne eine Zeitung nicht gefüttert werden“. Die Professoren auf dem Sprechzimmer der Universität, voran Professor Pfeil, bejubelten in Hengstenberg's Gegenwart diese Verhöhnung seines Unternehmens. „Aber,“ schreibt Hengstenberg, „ich wurde am Tage darauf von Schleiermacher im Sprechzimmer gerächt. Er hatte wahrscheinlich von dem Vorfall gehört und frug, wo der Artikel gegen die Kirchenzeitung stehe? Ich wies auf die Augsburger Zeitung hin. Er las und äußerte auf eine so derbe Weise seinen Unwillen, daß die Andern in große Verlegenheit kamen und Pfeil meinte, es müsse wohl derselbe Correspondent sein, der gewöhnlich so lügenhafte Berichte sende.“ Das Goethe'sche:

„Oh wie könnte ich verdienen
Mich von diesem Volk zu lösen,
Das mir Langeweile gibt,“

soll damals Schleiermacher's Lieblingslied gewesen sein, das er täglich vor sich hinsummte. Daß solche Zustände in der Berliner Gelehrtenrepublik dem feinfühligsten Breslauer Studenten nicht imponirten, begreift sich und er fährt fort für Berlin sehr nachtheilige Parallelen mit den Heidelberger Lehrern zu ziehen.

Der überschwängliche Hegelcultus, den er in seiner Umgebung vorfand, wirkte aber doch auch auf Nothe zurück. Wenn der Vater von Breslau meldet, daß man dort allgemein Hegel studire, freut sich Richard, daß Breslau nun auch anfangs, „sich auf den Kopf zu stellen“, d. h. die Welt vom Standpunkt der Idee zu betrachten, und von Hegels Conservatismus ist er selbst nicht unbedeutend beeinflusst. Was der Hegel'schen Philosophie in jener traurigen Periode der Restauration so großen Vorschub that, das war ihr Princip, daß das Wirkliche das Vernünftige sei. Wenn Denken Sein ist, so ist das Gewordene durch Vernunft geworden. Nur in der wirklichen Welt erkannte die Hegel'sche Philosophie die Offenbarung Gottes und sah stolz herab auf die Phantasten, die sich erdenken, was nicht ist und beklagen was ist und nicht anders sein kann. Nur das Wirkliche ist vernünftig, und das Vernünftige ist wirklich, denn die Weltentwicklung ist die Selbstbewegung des Begriffs, die Selbstauswirkung der göttlichen Idee. Das war die Lehre, die nicht nur den Minister Altenstein erfreute, sondern auf Grund deren Hegel der intime Freund von Reactionären wie Le Coq und Kampff sein konnte. Nothe hörte bei Hegel Naturrecht und Staatswissenschaft fünfmal von 4 bis 5 Uhr. Er berichtet darüber an den Vater, daß Hegel ein von dem positiven Rechte verschiedenes Naturrecht überhaupt nicht kenne, da ihm der sogenannte Naturzustand der

schlechte und unfreie Zustand sei. Sein Naturrecht sei eine Rechtsphilosophie, d. h. die Wissenschaft von den immanenten Rechtsbegriffen des Geistes, aus denen sich der Staat entwickle, in dem das Recht erst seine Objectivität und sein Dasein finde. Im Staat hat das Individuum das objective Recht anzuschauen und in der allgemeinen sittlichen Substanz die Besonderheit seines Willens aufgehen zu lassen. Der Staat ist darum die Befreiung des Menschen von seinem natürlichen, unmittelbaren, besonderen Willen. Ist Hegel schon darin durchaus conservativ, so noch mehr in seiner Polemik gegen die Rousseau'sche Ansicht, nach welcher der Staat auf einem Vertrage beruhe. Vielmehr ist der Staat die nothwendige, wesentliche Form, welche der sich entwickelnde Geist der Gesellschaft gibt, und in welche er die Individuen mit einer allgemein vernünftigen und über ihnen selbst stehenden Nothwendigkeit hineintreibt. Es ist darum Pflicht eines jeden Individuums, Bürger eines Staates zu sein und Hegel betrachtet die Staatengründer, die die Individuen oft mit Gewalt in diese geschlossenen Vereine hineingetrieben haben, als die Heroen und Wohltäter der Menschheit. „Es ist in der That ein sehr schönes Collegium“, setzt Richard mit großer Befriedigung hinzu. Auch hat dasselbe auf Rothe's Speculation einen sehr bestimmenden Einfluß geübt, indem er den Staat als die Verwirklichung des Sittlichen begreifen lernte und darum in seiner Vollendung das Ziel der menschlichen Entwicklung sah, nicht in der Kirche. Auch ein anderer Grundbegriff Hegel's, der der Entwicklung, ist Rothe nie verloren gegangen. In diesem Begriffe erscheint der historische Proceß als Selbstexplication des Absoluten, in dem alle im Absoluten enthaltenen Werthe sich zeitlich auswirken und zwar so, daß in der höheren Stufe die vorangegangene immer als aufgehobenes Moment fortgeführt wird. Auch diese Geschichtsanschauung Hegel's blieb Rothe ein unverlorener Besitz. Die Hegel'sche Anschauung endlich, daß dem Geiste der Trieb der Selbstentgegensetzung und stufenweisen Ueberwindung des Sinnlichen eigne, kehrt in Rothe's Theosophie wieder, die dem Menschen die Aufgabe stellt, in dem sinnlichen Organismus, in dem er sich findet, durch eigene Thätigkeit den nicht irdischen, geistigen Organismus durch Entgegensetzung zu erzeugen und bereits in diesem Leben den geistigen Leib zu schaffen, der ewig ist. So darf man wohl sagen, daß unter allen Lehrern Hegel auf seine wissenschaftliche Entwicklung den nachhaltigsten Einfluß geübt hat.

Sehr viel weniger befriedigt war Rothe von Schleiermacher's anderem Widersacher, Marheineke, der dem Strome der Zeit folgend, das Dogma nach Hegel'schen Kategorien zu construiren suchte. Schon Schloffer hatte Richard vor dem anspruchsvollen Herrn gewarnt, dem er jede Gelehrsamkeit und allen Gehalt absprach. David Friedrich Strauß meinte ironisch, daß man dem liebenswürdigen Manne seine conservative Methode nicht als Unehrlichkeit anrechnen dürfe, da er in Dingen der Kritik von Natur in die Klasse der Dick-

häter gehört habe. Die Liebenswürdigkeit freilich war eine bedingte und Fr. W. Krummcher berichtet, schon Marheineke's gravitatische Haltung habe einen unfehlbaren Maßstab für sein philosophisches Selbstbewußtsein geboten. Lagarde, dem der stattliche Herr, der seinen rothen Adlerorden sogar für die theologische Pastorengesellschaft anlegte, den Beinamen „der Papst“ verdankte, nennt ihn steif, vornehm und beleidigt von jeder nicht Hegelisch speculativen Menschenseele. Aus dem gleichen Tone geht Benschlag's Schilderung, Marheineke habe mit großer Grandezza eine steife Theologie in ermüdenden Hegel'schen Dreitheilungen vorgetragen. Das Reich Gottes war ihm das Hegel'sche Reich der Wahrheit, Gott ein Abstractum. Er konnte stundenlang über den Teufel hin- und herreden und mit großem Pathos betonen, daß derselbe kein Wesen, vielmehr ein Unwesen, nämlich das Unwesen schlechthin sei, aber ob es einen Teufel gebe oder nicht, erfuhr man nicht, wenn man nicht etwa seine Schlüsse aus dem feierlich hinzugefügten Witz ziehen wollte: „So wie wir sagen, das Polizeiwesen ist ein wahres Unwesen.“ Bei dem Kronprinzlichen Hofe stand Marheineke in geringer Gunst; dort zählte man ihn zu denen, die die Bibel verhegeln und den Hegel verbibeln. Dafür hat die Guld der Prinzessin von Preußen, der nachmaligen Kaiserin Augusta, seinen alten Tagen geleuchtet. Seine Berufung schuf, wie Lagarde sagt, ein Vacuum und als solches hat ihn auch Rothe empfunden: „respectabel, pretiös und leicht.“ „Er vertritt mir eine gute Dosis Hippocaquana.“ Erst im letzten Semester hört er wieder Symbolik bei ihm, „wenn auch über das Stoffliche hinaus wenig da zu lernen ist“. Ebenso theilhaftig er sich eine Weile an seinem kirchenhistorischen Seminar.

Von den meisten Collegien unbefriedigt, concentrirte Rothe schließlich sein Interesse auf Meander, der ihm auch persönlich große Sympathie einflößte. Meander's Kirchengeschichte hatte jedenfalls in Rothe's Augen den großen Vorzug, daß Meander an die Quellen mit der Absicht herangetreten war, sich an denselben zu erbauen und andere zu erbauen, während Rothe selbst noch später in seiner eigenen Vorlesung dem Rationalismus mit einer gewissen Gereiztheit den Vorwurf zu machen pflegte, daß er gerade auf diesem Gebiete den größten Anflug getrieben habe. Ein historisches Erbauungsbuch im würdigsten Sinne ist Meander's großes Werk auch geworden, an dem er gerade damals arbeitete, und in dem er vor allem die Geschichte der Frömmigkeit erzählen wollte. Ueberall beweist er hier seine seltene Gabe, das Gute zu sehen und sich nicht die kleinste Lichtseite an den kirchlichen Größen entgehen zu lassen. Der Berliner Kirchenvater erkennt das Gute überall an, zuweisen auch da, wo es nicht ist. Auch die gute, reine Prosa, die dem Gelehrten der literarischen Glanzzeit eigen war, und die er mit Creuzer theilt, konnte auf Rothe's fein gebildeten ästhetischen Sinn nur anziehend wirken. Freilich war gerade von dieser Seite her ein großer Anstoß zu überwinden. Daß Rothe sich nur ganz allmählig

an di
wenn
Gump
das,
Karl
Neand
unbefa
Jahrz
carnir
Urthei
liche
Lagar
der M
die er
gefüll
schien
von m
in vi
Ersche
Pult,
nur z
der M
theolo
synops
nicht
bitter
wie e
den g
sich p
genom
Maue
bar k
welche
rechtig
lesung
Foliar
meine
Schla
Hemde
Orige

an diesen äußerlich stark verwahrlosten Gelehrten gewöhnte, erklärt sich leicht, wenn man die Schilderung Lagarde's liest, für den Neander einfach Mendel Gumprecht aus Göttingen blieb, „der heilig giftige Jude, der seine Zuhörer in das, was er Theologie nannte, hineinschimpfte und stichelte“. Aehnlich hat Karl Holsten über Neander's Vorlesungen geurtheilt und selbst Lücke lehnte Neander's Voreingenommenheit gegen alle Kritik entschieden ab. Aber gewiß unbefangene Schüler, wie Heinrich Krause und Karl Schwarz waren noch nach Jahrzehnten voll Begeisterung für diese anima candida, die für sie das incarnirte Christenthum darstellte. Es verlohnt sich wohl, die beiden Arten von Urtheilen gegeneinander zu stellen, um die anfängliche Abgeneigtheit und schließliche Zuneigung Rothe's zu verstehen, doch lassen wir die rohesten Ausdrücke Lagarde's lieber weg. Lagarde erzählt also: „In dem großen Auditorium an der Nordwestecke der Universität las der gefeierte Mann. Ich setzte mich für die erste Stunde, unahnend was mir blühen werde, auf einen in dem ganz gefüllten Saale dicht neben dem Katheder leer gebliebenen Platz. Neander erschien mit fast geschlossenen Augen, selbständig sich sträubenden Augenbrauen von wahrhaft samsonischer Leppigkeit. Die Hosen, welche wollos und glänzend in vielen Falten unrüstige Schenkel bedeckten, staken in Kanonenstiefeln. Die Erscheinung erkletterte den Katheder, legte sich mit beiden Armen auf dessen Pult, mit ihrem Kopfe fest auf beide Arme, erhob sich, und bald verstand ich nur zu gut, warum die Commilitonen diesen Platz leer gelassen hatten, denn der Mann huldigte nicht blos der Pectoral-, sondern auch der Expectoraltheologie im höchsten Maße. . . Einleitendes gab es für Neander nicht: was synoptische Evangelien sind, und dergleichen mir nothwendige Dinge, wurden nicht erwähnt, Hülfsmittel für die Studien nicht genannt, dagegen wurde eine bitterböse Philippica gegen D. F. Strauß losgelassen, bei welcher der Professor wie einer seiner handelnden Volksgenossen, dem ein Bauer ein Pferd nur für den gebührenden Marktpreis verkaufen will, mit den Armen in der Luft vagirte, sich plötzlich um seine Axt drehte und als er wieder die Richtung gen Westen genommen hatte, mit dem einen Hinterfuße gegen die Mauer stampfte. Die Mauer hatte an der gläubig behandelten Stelle schon eine Einbuchtung: offenbar besserte die Auditoriencommission sie nicht mehr aus, weil der Fußtritt, welcher bei dieser milden Seele den Scheiterhaufen ersetzte, als historisch berechtigt galt. . . Voller Erwartung, im Seminare Besseres als in der Vorlesung zu hören, ging ich hin. Ueber dem Tische lag, als ich eintrat, an einem Folianten riechend, aus dem er sich offenbar präparirte, ein Ungethüm, welches meinem Gruße durch ein Grunzen dankte. Neander war im Schlafrock: am Schlafrock war der rechte Ärmel zerrissen, und aus dem Loch ragte ein Stück Hemde hervor, das vor recht langer Zeit gewaschen gewesen sein mußte. Des Origenes Commentar zum Johannes wurde gelesen, d. h. mit schülerhafter

Verachtung der Unterschiede der Tempora und ähnlicher Dinge von Studenten überseht, und zwischen diese Uebersetzung knurrte der Director des Seminars in mürrischem Tone erbauliche Bemerkungen. Ich hielt meine Stunde aus und gelobte nicht wiederzukommen.“ Mit milderer Worten hat Lücke doch an Neander daselbe gerügt wie Lagarde, wenn er an Bunsen schreibt, bei aller Verehrung für Neander könne er sich doch nicht so beengen lassen und könne nicht wie Neander auf jedes Weiterbilden unserer Wissenschaft und Kirche durch Philosophie, Kritik und neue Gestaltungen Einzelner im Leben schelten und darauf zürnen. „Das philosophische Forschen sammt der Kritik will ich nicht als ein teuflisches Werk verachten, sondern achte es als ein irdisches und menschliches hoch.“ Selbst Wichern redet von Neander's „zorniger Polemik“ *), die er aber mit den vielfachen Spöttereien erklären will, die Neander täglich in Berlin zu erdulden habe, hätten sie doch dem frommen Pectoraltheologen selbst seine schöne Devise in die Schandrede parodiert: *pecus est, quod facit theologum*. Jedenfalls wollen wir es Neander nicht vergessen, daß er bei sehr entscheidenden Wendepunkten, wie bei der Remotion De Wette's, bei der Denunciation Gerlach's gegen Gesenius und Wegscheider, bei dem Antrag, das Leben Jesu von Strauß polizeilich zu verbieten, immer für die Sache der Lehrfreiheit eintrat, so daß Rottwitz und Hengstenberg ihn unter die Halben rechneten, während Tholuck seufzt: „Wenn doch Neander nicht wollte Friede, Friede sagen, wo kein Friede ist; wenn er doch zeugen wollte, daß Verfehrtheit im Lande herrscht.“ **) Die nicht eben geschmackvolle Caricatur, die Lagarde von Neander entworfen hat, ist als Caricatur nicht ohne Aehnlichkeit und das erklärt, warum Rothe, der in äußeren Dingen außerordentlich feinsüßig war, doch Zeit brauchte, um sich an die paradoxen Seiten des trefflichen Mannes zu gewöhnen. Er aber blieb nicht bei den ersten Eindrücken stehn, sondern setzte sich bald über das Unästhetische der ganzen Erscheinung und ihre lästigen Angewohnheiten hinweg. „Freilich,“ meint er, „ist sein Vortrag gleich Null, nichts anderes als ein gewaltig schnelles Dictiren“, aber je länger je mehr durchdringt Rothe sich mit Sympathie für Neander's christliche Persönlichkeit. „So todt,“ schreibt er dem Vater, „Neander beim ersten Anblick scheint, einen so reichen Quell ewigen Lebens findet man in ihm, wenn man tiefer nachgräbt.“ Und ein andermal: „Er ist ein wunderbarer Mann, äußerlich vollkommen abgestorben, innerlich frisch und markig in christlichem Leben, das aber nicht freudig herausströmt, sondern nur schwermüthig hindurchleuchtet wie der Mond zwischen Gräbern.“ An Schlosser's kühne Perspectiven gewöhnt, vermißt er freilich bei Neander's Gesichtsbetrachtung die große Auffassung der

*) Ges. Werke I, 267.

**) Brief an Heubner vom 2. Juli 1821.

Verhä
pietist
Dauh
ihm
in Be
schreib

hatte
für di
nennt.
der H
weh
„Wie
bei G
alles g
Schul
Gesell
traulic
er die
jeder
Compl
Hände
Klavie
zu kö
um de
berlin
Währe
nachts
wurde
borene
meint
Damen
hier d
sie all
keit h
alten
und
weisen
verfolg

Verhältnisse und seine Würdigung der geschichtlichen Personen ist ihm „zu pietistisch“. Von einer Begeisterung wie für Creuzer, Schlosser, Abegg und Daub war also auch hier nicht die Rede. Die frühere Freude am Colleg, die ihm seine Heidelberger Zeit zu einer so genussreichen gemacht hatte, wollte sich in Berlin überhaupt nicht einstellen. Im Gegentheil hatte er, wie er selbst schreibt, „die alte Leier nachgerade satt“.

Die geistreichen Männer und die stille Arbeitsstube, auf die er gehofft, hatte unser Student wohl gefunden, aber sie waren ihm kein genügender Trost für die trostlose Existenz in der „Steinheide“, wie er Berlin in seinen Briefen nennt. Als des Wintersemesters erste Hälfte zu Ende ging, schrieb er: „Weiß der Himmel, ich kann mich in Berlin noch immer nicht finden und mein Heimweh nimmt eher zu als ab.“ Und ebenso heißt es zum Jahreschluß 1819: „Wie sehr ich mich auf die Zeit freue, wo ich wieder in dem alten Breslau bei Euch einziehen werde, kann ich nicht sagen.“ Die Verwandten hatten zwar alles gethan, um ihn einzubürgern; auch bei dem Universitätsreferenten Johannes Schulze wollte ihn Tante Le Coq durchaus einführen, ihm aber war diese Geselligkeit, die sie ihm zu bieten hatten, nur eine weitere Last. Durch den traulichen und zwanglosen Verkehr der süddeutschen Kleinstadt verwöhnt, haßte er diese Gesellschaften, „die aus lauter Menschen in abstracto bestehen, in denen jeder ohne seine Individualität erscheinen muß, d. h. mit zwei Beinen, um ein Compliment zu machen, mit einem Munde, um Thee zu trinken, mit zwei Händen, um sich damit in der Perücke herumzufahren, mit zwei Augen, um Klavier spielen und singen zu sehen, mit dem Kopfe, um den Hut abnehmen zu können, und vor allem mit einer guten Dosis Langeweile und Schläfrigkeit, um den Herrschaften nicht in's Gesicht lachen zu müssen.“ Namentlich das ächt berlinische Hereinreden der Frauen in Fragen der Wissenschaft ist ihm zuwider. Während die abfälligen Urtheile der Rahel über die Monologe und die Weihnachtsfeier Schleiermachers in der Gesellschaft mit großer Wichtigkeit besprochen wurden, macht Rothe sich über Tante Manny lustig, die bei Frau Hegel, geborene von Tucher, etliche Hegel'sche Brocken aufgeschnappt habe. Am besten, meint er, würde Hegel seinen Ruf in Berlin begründen, wenn er unter den Damen sich eine Schule stiften wollte. „Ach, es ist nicht zu sagen, wie sehr hier die Verdrehtheit in alle Verhältnisse des Lebens gedrungen ist, und sie alle verwirrt hat . . . Wollte mich der Himmel doch ja aus dieser Nichtigkeit heraus in das kleinste Dörfchen führen!“

Am wohlsten fühlte er sich unter diesen Umständen noch immer unter den alten Heidelberger Burschenschaften, unter denen ihm Thielau, von Pitttwich und von Schrötter am nächsten standen. Richard's Briefe an den Vater beweisen, daß die seit dem Juli 1819 täglich weiter greifende Demagogenverfolgung die jungen Leute sehr viel mehr als ihn selbst erregten. So sehr

Richard über den teutonischen Unsinn sich entrüstet, den die Untersuchung zu Tag gefördert haben wollte, so meint er doch, solche Thorheiten nehme niemand über sein dreißigstes Lebensjahr hinüber und eine Revolution würden solche Wirrköpfe auch nie fertig bringen, er sehe also nicht ein, warum die Regierung die Sache so tragisch nehme. Wenn die „Staatszeitung“ die entsetzliche Enthüllung brachte, daß ein sechzehnjähriger Gymnasiast das furchtbare Wort gesprochen habe: „Oh, braver Sand, Du wußtest nicht, welche Heuochsen wir waren!“ so konnte das doch nur die Spottsucht der akademischen Jugend wecken. Ein vollkommener Abberitenstreich vollends war es, daß der Censor Grano, dem die Schleiermacher'schen Predigten befohlen waren, eine neue Auflage von Fichte's Reden an die deutsche Nation verbot, der Oberpräsident Heydebreck dieses Verbot bestätigte und der Präsident des Oberzensur-Collegiums von Raumer in letzter Instanz den Verleger Reimer mit seinem Recurs und seiner Bitte um Schadenersatz abwies. Unter solchen Eindrücken konnte auch ein so conservativer Beamtensohn wie Nothe schreiben, jeder Tag sei schlechter als der vorhergehende und schließlich werde man so auf den Punkt kommen, wo die Saiten reißen. — Auch daß die Regierung an eine neue Ordnung des Schulwesens denke, macht ihm Sorgen. Man sei ja in Preußen mit den bestehenden Schulzuständen völlig zufrieden, wozu also abändern? „Daß wir nur nicht die Sachen am Ende zu gut machen.“ Aber nicht nur für die Freiheit der akademischen Jugend, sondern auch für die Lehrfreiheit der Professoren waren seine Freunde besorgt, namentlich seit die Consequenzen der Karlsbader Beschlüsse, des Gesegentwurfs über die Universitäten, des Censuredicts, der Nothgesetze wider die Demagogen zu Tag traten. Nach den Proben bösen Willens, die der Polizeiminister Wittgenstein und die andern Rathgeber des Königs gegeben hatten, fanden die übertriebensten Gerüchte bei den jungen Leuten Glauben. In den Ferien erzählte man, die theologische Facultät bestehe nur noch aus Neander; De Wette war noch nicht ersetzt, Schleiermacher werde entlassen und Marheineke sei auf einer Reise plötzlich gestorben. Selbst Gäß in Breslau sollte mit Absetzung bedroht sein. Schleiermacher wird gewarnt, Berlin nicht zu verlassen, da die Polizei nur auf seine Abwesenheit warte, um über seine Papiere herzufallen. Gäß wagte für seine Briefe an Schleiermacher und Reimer die königliche Post nicht mehr zu benutzen, da er gewiß war, daß sie dort erbrochen werden würden*), doch getröstet er sich, wie die Geschichte auf dem nassen Wege der Tinte begonnen, so werde sie auf dem trocknen Wege des allgemeinen Gelächters enden. Schleiermacher selbst schreibt, daß noch immer Studenten vorgeladen werden. „Gestern haben sie noch Einen vorgeladen, dem sich sein Inquirent durchaus nicht hat nennen

*) Briefwechsel S. 1.

wollen
von d
wurde
mehr
Censur
gebrach
wird
bald f
ersieht
die Be
man
wohl
Der f
er mel
nehmen
heit v
verfittä
Schleie
leicht,
Studiu
die hi
dem r
die ri
Die V
lismus
sondern
feste B
einem
und I
tistishe
wie Z
füßt, n
Nothe
Überbi
traulid
nicht
Stille
jucher
bis der
San

wollen, und unsern jungen Leuten haben sie das Ehrenwort abgenommen, nichts von den Verhören auszusagen.“ Die verschärfte Controлле der Studententrassen wurde dahin gedeutet, daß kein Student, der einen altdeutschen Rock trage, mehr als paßfähig gelten solle. Am bittersten spricht sich Nothe über das Censuredict aus, das die Wöllner'sche Censur wieder einführe und die althergebrachte Censurfreiheit der Akademie und Universität aufhebe. „Unsere Zeit wird immer kanonischer,“ meint er spöttisch. „Die glückliche Zeit wird nun bald kommen, wo alle Menschen eine Vernunft haben, nämlich keine.“ Man ersieht aus diesen Aeußerungen, daß Nothe nun doch öfter als in Heidelberg die Zeitungen zur Hand nahm und namentlich den Vorgängen in Italien, wo man einer Revolution entgegenjah, widmete er ein lebhaftes Interesse. Aber wohl konnte es ihm in dieser stickigen Berliner Polizeiluft unmöglich werden. Der ständige Refrain seiner Briefe ist, er passe nicht hierher. Nirgend werde er mehr zum Einsiedler, als in dieser volkreichen Residenz, und in seiner zunehmenden Hypochondrie macht er seinen Mangel an gesellschaftlicher Gewandtheit verantwortlich für das Unbehagen, das er in diesen Kreisen stets empfindet.

So war denn im Ganzen für Nothe's Gemüthsbedürfnisse an der Universität und in der Gesellschaft wenig Befriedigung zu finden und da er „aus Schleiermacher von Tag zu Tag immer weniger klug wurde“, erklärt es sich leicht, daß der von Heimweh bewegte, sehnuchtsvoll gestimmte und von seinem Studium unbefriedigte Jüngling Befriedigung in der religiösen Bewegung suchte, die hier in der Metropole der Aufklärung viel kampflustiger auftrat als in dem romantischen Heidelberg. Gerade in seinem Leben ist es ersichtlich, wie die rückläufige Strömung sich ganz spontan in der Jugend selbst erzeugt hat. Die Burschenschaft fand nicht in den sentimentalen Kirchenliedern des Nationalismus, noch in der kühlen klassicirenden Poesie Weimars ihre Befriedigung sondern griff auf Paul Gerhard und Terstegen zurück. Noch nie war „Ein feste Burg“ so oft und so begeistert gesungen worden wie damals. Diese von einem neuen Geiste beseelte Studentenschaft wandte sich in der Stadt Nikolai's und Teller's geringschätzig von der schal gewordenen Aufklärung ab. Die pietistischen Geistlichen, zum Theil Convertiten wie Götner, oder populäre Originale wie Jänicke, oder unheimliche Fanatiker wie Vöfler, sahen ihre Kirchen überfüllt, während die Weisheit des Jahrhunderts vor leeren Bänken predigte. Für Nothe ging der Weg in diese Welt durch das Haus Neanders. Angeödet von der Überbildung im Salon der Tante Nanny rettet er sich am liebsten in Neander's trauliches Heim in der Markgrafenstraße, wo über allzu viel Cultur allerdings nicht zu klagen war. Neander's Studirstube war ein nicht gerade malerisches Stillleben. Über aufgeschlagene, am Boden liegende Folianten mußte der Besucher hinwegschreiten und den Gelehrten aus seinen Gedankengängen aufrütteln bis der Kurzsichtige den Ankömmling erkannte. Nicht minder originell als er selbst

sind Neander's beide Schwestern, die dem Hagestolz die Haushaltung führen, und mit denen der Gegner Berlins bald ein unerschöpfliches Thema findet, die gemeinsame schwärmerische Erinnerung an Heidelberg. Nachdem der wohlerzogene Student sich an diese seltsame Haushaltung allmählig gewöhnt hat, übernimmt der judenchristliche Einsiedler für Rothe's Gemüthsleben dieselbe führende Rolle wie in Heidelberg Abegg. Er versieht ihn mit frommer Lecture, unter der auch die Perlen der katholischen Mystik nicht fehlen, und geht theilnehmend auf die Seelenzustände des vielfach angefochtenen jungen Mannes ein. „Kindlich, mild und voll herzlicher Liebe“, nennt Wichern Neander's Art im vertrauten Verkehr. „Es ist, wie wenn man mit der Mutter oder mit einem lieben, leiblichen Bruder spräche“ *). Seit er ihm so nahe gekommen, findet Rothe auch an seinen Vorlesungen mehr Gefallen. „Wären nicht die Neander'schen Collegien, so hielte mich auf Ostern kein Mensch länger hier in Berlin. Neander ist ziemlich der einzige Mensch, in dessen Nähe mir wieder ein Mal so recht von Herzen frei und wohl ist. Ich bin fast wöchentlich in seinem Hause, und ich habe nicht zweideutige Beweise davon, daß er mich liebgewonnen hat.“ Dabei hatte der junge Mann keine Ahnung davon, daß er in dieser stillen Stube erfaßt wurde von dem flug gebreiteten Netze, in dem die unsichtbare pietistische Organisation die theologische Jugend einfing. Neander schickte ihn zu Prediger Löffler an der Vertrauttenkirche und in die Gebetsstunden des Barons Ernst von Kottwitz und bestimmte ihn, in das Wittenberger Predigerseminar einzutreten, wo der durch seine enge Verbindung mit Nicolovius allmächtige Ephorus Heubner die thatsächliche Leitung der Anstalt in die Hände des Pietismus gebracht hatte.

In Neander's Haus lernte er, wie es scheint, den Commilitonen näher kennen, der in den nächsten Jahren einen entscheidenden Einfluß auf die Wahl seines Umgangs und seiner Lecture haben sollte, und der ihn bis zu seinem Lebensende als ein Object seiner seelsorgelichen Bemühungen nicht freigab, seinen Breslauer Landsmann Tholud. Auf ziemlich abenteuerliche Weise war der Breslauer Goldschmiedssohn nach Berlin gekommen **). Er hatte in Breslau seine orientalischen Studien mit Hülfe der Publicationen des Prälaten H. Fr. von Diez getrieben, der auch Goethe's Wegweiser für den Westöstlichen Divan gewesen war, und als Übersetzer des Buches Rabus in demselben fortlebt. Der ehemalige Vertreter Friedrich des Großen beim Padiſchah hauste jetzt in der stillen Mühlenstraße inmitten des schönsten Parks von Berlin. Da kam dem aufgeregten und phantastischen Breslauer Studenten der Gedanke, er wolle sich Diez als Amanuensis, Secretair oder Famulus anbieten und er träumte

*) Gef. Werke I, 118.

**) Vgl. Witte a. a. O.

dabei,
einen
zum C
bald
mitne
erhalte
täusch
das H
vor d
der H
doch k
er stel
der v
fragt,
könne
aufge
lichen
gegenü
Schrei
„Nur
das n
Sie si
ling n
Augen
nothwe
Diez's
das I
welche
So w
werden
gelebt.
aber e
ziehung
Regier
sonder
daß di
Offenb
aus de
Mensch
Er mi

dabei, gleich dem Lafontaine'schen Milchmädchen, der vornehme Junggeselle werde einen so hoch begabten Jüngling wie ihn zum Adoptivsohn annehmen und zum Erben seiner reichen Handschriftensammlung einsetzen. Es fand sich auch bald ein Kaufmann, der den jungen Mann sich zur Gesellschaft nach Berlin mitnehmen wollte, aber die Reise zerbrach sich, weil dieser Gönner keinen Paß erhalten konnte. Als der keineswegs wohlhabende Händler sah, welche Enttäuschung er damit dem armen Studenten bereitete, schenkte er ihm gutmüthig das Reisegeld und so stand Tholuck eines Januarmorgens des Jahres 1817 vor dem stillen Hause der Mühlenstraße und erhält vom Diener den Bescheid, der Herr Geh. Rath sei seit Monaten krank und empfangt niemanden. „Also doch kein Gott!“ ruft es in Tholuck. An der Brücke des Mühlenkanals bleibt er stehen, ob er sich nicht hineinstürzen wolle. Da kommt der alte Diener, den der verzweifelte Ausdruck des jungen Menschen erschreckt hatte, ihm nach und fragt, ob er denn nichts Schriftliches habe, was er dem Geheimrath bringen könne? In der That hatte Tholuck seine Bitte in einem beweglichen Schreiben aufgesetzt. Nach einer Weile darf er nun eintreten. Er sieht sich einem stattlichen Herrn in seidernen Strümpfen, Ordensband und zahlreichen Brillantringen gegenüber, der ihm sagt: „Ich muß meine Augen schonen, lesen Sie mir Ihr Schreiben selbst vor.“ Zitternd und mit bebender Stimme beginnt Tholuck. „Nur nicht weinerlich“, schnurrt ihn der Geh. Legationsrath an. „Ich mag das nicht.“ Als der Student zu Ende ist, sagt ihm Diez: „Junger Mann, Sie sind ein seltsamer Mensch, ein sehr seltsamer Mensch.“ Der rauhe Sonderling war aber Pietist. Er sagte sich, daß dieses Anerbieten, gerade in dem Augenblicke, in dem sein seitheriger Secretair wegen Krankheit ausgetreten war, nothwendig von Gott komme und beschloß, es mit Tholuck zu versuchen. Der Diez'sche Pietismus hatte etwas stramm Militärisches und erinnerte stark an das Tabakscollodium Friedrich Wilhelm I. Im Orient hatte Diez gelernt, welche Kraft ihr felsenfester Glaube an Koran und Kismet den Türken gebe. So wollte er seiner Bibel glauben und das sollte ihm zum sittlichen Rückgrat werden im Leben. Mit der Zeit hatte er sich ganz in diesen Standpunkt eingelebt. Er behielt Tholuck bei sich, weil er ihm von Gott zugesendet war, aber er ließ den Ankömmling nicht darüber in Zweifel, was in religiöser Beziehung hier von ihm erwartet werde. Er meinte, nicht absetzen sollte die Regierung die Rationalisten, die ihre Schüler an der Bibel irre machten, sondern einfach aufhängen. Als Tholuck einmal wagte, darauf hinzuweisen, daß die Gottesvorstellungen der heidnischen Dichter und Philosophen doch auch Offenbarungen seien, donnerte Diez ihn an: „Das haben reisende Juden ihnen aus dem alten Testament erzählt.“ Der neue Principal ließ nun den jungen Menschen nicht mehr länger wie bisher nach Laune an der Wissenschaft naschen. Er mußte sich als Student der Theologie an der Universität einschreiben und

pünktlich seine Vorlesungen besuchen. Von besonderer Vorliebe für das theologische Studium ist freilich auch jetzt nicht bei Tholuck die Rede. Er schreibt an seinen Freund Nadecke, daß er jetzt, um seinen Vater nicht zur Last zu fallen, Theologie studire statt Orientalia, „wozu ich zu faul und zu alt bin“, und er freut sich, daß er nun nicht mehr nöthig habe mit jeder Sekunde zu geizen. Einen innern Beruf zum geistlichen Amte aber fühlt er vor seiner Bekehrung durch Baron von Kottwitz nicht und es ehrt ihn, daß er in dieser Beziehung gegen seinen orthodoxen Freund sich ganz offen ausspricht. Noch 1821 *) bekennet er seinem Seelsorger Heubner: „Sollten Sie mir es wohl glauben, mir von so pietistischem Anstrich strogenden, daß ich noch nie für mich in einem Erbauungsbuch gelesen habe? Ja selbst die Bibel lese ich nicht zur Erbauung. Dies ist mir ein grelles Zeichen von Mangel an Einfalt. Ach! die heidnischen Studien haben noch so viel Geschmack für mich.“ Aber das Haus des Prälaten von Diez war eine der Versammlungsstätten der Frommen, zu deren kampfluftigsten Führern der wunderliche Junggeselle selbst gehörte. Es waren meist märkische Junker, zum Theil Patronatsherrn, die versprachen, den hoffnungsvollen jungen Theologen unter ihre Fittige zu nehmen. Noch regte sich in ihm die Breslauer rationalistische Tradition, aber er selbst möchte heraus aus ihr:

Noch steh' ich mit schwachem Fuße,
Oh, mit wankendem Entschlusse,
Zwischen Erd' und Himmel hier.
Eile, Herr, mich zu erretten!
Komm, zerbrich die schändlichen Ketten.
Jesus! zeuch mich hin zu Dir!

Hier bei Diez lernt er Fouqué kennen, der ihn auf sein Gut einlädt, aber durch seinen Zauberring, Thiodulf und die reizende Undine ihn phantastisch überreizt, so daß sein Stil in den Briefen aus Berlin schwülstig wird bis zum Abgeschmackten. Auch die andern vornehmen Jünger kamen ihm freundlich entgegen, aber schon am 7. April 1817 schloß Diez für immer die Augen. Eine Gabe von 200 Thalern, die er seinem Amanuensis bestimmt hatte, wurde ihm nicht ausbezahlt, da die Verwandten das Testament mit Erfolg anfochten. Nur den Vortheil hatte er, bis zum Herbst allein in dem stillen Hause und schönen Parke wohnen zu dürfen und dadurch in einer gewissen Verbindung mit den frommen Freunden des Hauses zu bleiben. In Betreff der Kirche genügte ihm, sich wie Chateaubriand am Tone der Glocken zu erbauen, wenn er unter den alten Bäumen des Parks seine persischen Dichter las. Schleiermachers Vorlesung besuchte er nur ein Mal, da er sich sofort überzeugte, daß der berühmte

*) Brief an Heubner vom 2. Juli 1821.

Theolo
häufig
er die
in de
Kottwi
taucht
Bekehr
gedank
zu stür
gründl
seiner
wahre
(dem
das er
wärtig
lich al
stände
nimmt
sonne
„D w
wie S
Conver
zu ma
Waters
berichte
seelen
glückte
Neußer
vielmeh
einweiss
perime
oder m
sich D
Bezieh
Tholuck
er die
„Diese
junger

Theologe ein gemüthloser, satirischer, engherziger Mann sei. Dagegen war er häufig bei Neander, an den ihn der Breslauer Scheibel empfohlen hatte. Als er die Räume des Kottwitz'schen Palais räumen muß, bezieht er ein Stübchen in der Beerenstraße Nr. 55. Hier suchte der große Menschenfischer Baron von Kottwitz den vereinsamten jungen Studenten auf. In Kottwitz's Jüngerschaft taucht er wieder auf und, wo wir wieder von ihm hören, zählt er zu den Befeierten. Einen von Kindheit an nervenkranken, noch immer von Selbstmordgedanken gepeinigten jungen Menschen in religiöse Aufregung und Bußkrämpfe zu stürzen, war nicht schwer und die Briefe Tholuck's an Heubner zeigen, wie gründlich das den neuen Gönnern bei Tholuck gelungen ist. Was Tholuck in seiner Jugendschrift „Die Lehre von der Sünde und dem Verfühner oder die wahre Weihe des Zweiflers“ über die Beziehungen seines Helden zu Kottwitz (dem Vater Abraham) sagt, ist ein Stück seiner eigenen Biographie. „Als ich das erste Mal hinkam,“ erzählt er, „waren noch einige jüngere Brüder gegenwärtig, und in ihrer Mitte sitzend erschien mir der greise Jünger ganz eigentlich als Patriarch.“ Mehrere Stunden unterhält man sich über heilige Gegenstände und über ungläubige Prediger, dann folgt ein Spaziergang; Kottwitz nimmt Tholuck's Arm und zwischen Kornfeldern gehn beide der sinkenden Abendsonne entgegen. Da kommt des Jüngeren Gefühl zum Durchbruch und er ruft: „O wie selig muß eine Seele sein, die bis zu dieser Vollendung gereift ist, wie Sie, mein Vater.“ Das war die Stunde seiner Bekehrung. Selbst dem Conventikel beigetreten, wurde er eifriger Propagandist. Der Trieb, Proselyten zu machen, der sich schon bei dem Goldschmiedelehrling in der Werkstatt seines Vaters geregt hatte, erwachte wieder in seiner vollen Stärke. „Es war Tholuck,“ berichtet Lagarde aus eigener Erfahrung, „eine Art von Sport, junge Menschen-seelen zu Aeußerungen ihrer innersten Natur zu veranlassen. Wenn der Versuch glückte, konnte er lebhaft Freude an den Tag legen und sehr unpädagogische Aeußerungen thun. . . . Sodann war in Tholuck der Missionar sehr rege oder vielmehr der Werbeoffizier, welcher für das Reich Gottes Soldaten kaufen und einweisen will. Für Tholuck war man entweder ein corpus vile, an dem experimentirt werden durfte, oder ein Reisläufer, dem er den Treueid abnahm oder wenigstens zuschob.“ Auch Rothe klagt später über „die Gewalt, mit der sich Tholuck auf seine Umgebung zu werfen pflege“. Ueber die Natur der Beziehungen Rothe's und Tholuck's in Berlin haben wir keine Nachricht. Tholuck erwähnt Rothe zum ersten Mal in einem Briefe an Heubner, in dem er diesen auf das segensreiche Wirken Schlossers in Heidelberg aufmerksam macht. *) „Dieser treffliche, ernste, christliche Mann ist ein Segen für Heidelberg. Ein junger geistreicher Theologe ist hier, der ihm allein seine Erweckung verdankt.“

*) Brief vom 19. Juni 1820.

Die Befestigung seines eigenen schwankenden Glaubens schreibt Tholuck einem Besuche bei Heubner im Frühjahr 1820 zu, an den ihn, wie so viele andere, Kottwitz empfohlen hatte. Immer unterwegs zu sein, war dem Aufgeregten schon physisches Bedürfnis, und so war er nach Wittenberg hinüber gewandert, wo ihn Heubner freundlich aufnahm und ihm gestattete, in seinen Vorlesungen zu hospitiren.*) Noch dreißig Jahre später schreibt Tholuck dem älteren Freunde: „Vor dem großen Publicum könnte ich es ja nicht aussprechen, was ich in den Tagen von Dir empfangen, als du mit mir auf den Knien gelegen, als durch dein Wort mit mir mein theurer Ernst Müller, jetzt Pfarrer in Bielefeld, das Leben aus Gott empfing, als ich an deinen Morgenandachten und an den Stunden über Topik Theil nahm.“ Theils Heubner, theils Kottwitz sind nun die Quellen, wo er Friede, Erquickung, Befestigung sucht. So schreibt er am 7. Mai 1821 an Heubner: „Ach wie hätte ich gewünscht in der Stubenecke zu stehn, da der Gesalbte des Herrn, der, der in lebendigem Abglanz himmlischer Demuth ist, mit Ihnen war. Ich kann es ahnen, daß Sie recht erquickt waren, und gewiß auch Ihre liebe Frau. Ja, und wenn die dichtesten Wolken um mein Herz liegen, wenn kein Gebet zum Himmel dringt, dann gehe ich zu meinem Kottwitz und klage. Da öffnet sich der Himmel und sein Mund thaut Balsam. Ja den Geist könnte ich als Heiligen anbeten, sobald er in seine Heimath gegangen, denn ich thue es auch jetzt schon. Da sieht man, welche Engelnwürde der Mensch schon hier erlangen kann, wenn er nur ganz gehorsam ist und Liebe, Liebe, Liebe, kindliche Liebe hat.“ Ebenso am 15. Dezember 1820: „Der liebe, theuere, heilige Baron, denn er ist mein Heiliger, ist jetzt in Schleswig wegen der Armenanstalten. Oh, wo bekomme ich ein Muster der Demuth, Sanftmuth und himmlischen Liebe, wenn mein Kottwitz an die Stätte geht, die ihm an der Seite dessen, für den er gelitten und gestritten, längst bereitet ist. Drei Tage war mir bei Absendung meines letzten Briefchens der Himmel verriegelt, mein Heiland gestorben, all meine Sünde lebendig. Da erbarmte er sich wieder. Ach, das sind immer Zeiten, wo ich durch Fegfeuer der Hölle geführt werde. Den lieben theuern F. sieht keiner. Der irrt auf öden Feldern und wüsten Gemäuern und weint, daß er geboren ward. Oh, für den beten! Den recht lieben! Brünstig lieben!“ Man sieht, wie in diesen Erweckten die Wertherstimmung und Jean Paul nachwirken, sie aber halten diese Exaltation für eine Wirkung von oben. Schwankend und haltlos blieb der Bekehrte freilich noch lange. Es hilft nichts, daß er sein „Immanuel“ bald über, bald unter seine Briefe setzt, ihr Inhalt ist immer der gleiche: Aufregung und Depression, stets dieselbe Fiebercurve. Kottwitz aber sieht in diesem Himmelaufjauchzen des zum Tode Betrübten ein Zeichen der Gnade und schreibt

*) Tholuck an Heubner. Brief vom 10. August 1852.

in Beziehung auf Tholuck an Heubner*): „Nicht die Koffes-Stärke sondern ein empfänglicher Geist gefallen dem Herrn. Hallelujah!“ Seit Tholuck in den Osterferien 1820 in Wittenberg gewesen, blieb Heubner, dessen festes, in sich geschlossenes Wesen gerade auf solche zwiespältige Naturen einen großen Einfluß übte, Tholuck's Beichtvater, und diese Beichten zeigen, wie lang es noch in Tholuck gährte und stürmte. Nach seinem ersten Besuche zog er von Wittenberg in's Elsterthaus weiter, um da die Ferien zu verleben. Von Breslau aus schreibt er an Heubner**): „Meinem innern Menschen geht es seit meiner Rückkunft nicht gut. Eine marternde Schwermuth nagt an mir. Oh daß der Teufel doch nicht so leicht gewonnenes Spiel mit mir hätte. Ja so elend bin ich noch, ich weiß nie, ob nicht in der nächsten Stunde der Satan mich zum Selbstmord verleitet. Blut! Blut! Mord! Mord! so schreit er mir und meinem Bruder beständig zu. Ja uns beide hat die Hölle gezeugt, darum begehrt sie unser auch wieder — ach! daß Er doch den Sieg gewönne. Wer will uns erlösen von dem Leibe dieses Todes! Gott! Gott! Ist der Mensch nicht auch selbst ein Satan! Doch hat der Mund der Wahrheit gesagt: Ich sah ihn vom Himmel stürzen wie einen Blitz! Wir sind gespaltene Wesen. Beten Sie für den großen Sünder, der noch mit dem rechten Fuße in des Teufels Stricken hängt.“ Seit jenem Besuche bei Heubner ist Tholuck ein ständig wiederkehrender Gast in Wittenberg, seiner liebsten Station, wie Kottwitz an Heubner schreibt. Auch Studenten bringt er mit und erzählt noch später über die Erbauung, die alle gefunden: „Es sind mir die heiligsten Stunden meines Lebens. Ich könnte die Stellen im Kloster, im Gasthof bezeichnen, wo der Herr sich meiner angenommen hat, auch die Studenten, die damals mit mir kamen.“

Diese psychologisch lehrreiche Befehrungsgeschichte Tholuck's gibt zugleich ein charakteristisches Bild der Wirksamkeit des Baron von Kottwitz, der ihn zuerst bekehrte. Eine milde, innige, stillbegeisterte Frömmigkeit haben alle seine Jünger dem alten Manne nachgerühmt***) und seine praktische Seelsorge verdiente in der That die höchste Achtung. „Die Stätten des Glends und des Jammers,“ schreibt Tholuck in der erwähnten Schrift, „sahen ihn am öftesten, weil er nichts Lieberes wußte als Thränen zu trocknen.“ Menschenliebe war das letzte Motiv seiner Thätigkeit, aber auch er trug dieses Kleinod in irdener Scherbe, an der sich mancher verletzte. Tholuck's „Sünde“ gibt den Umriß der Anschauungen, die Kottwitz seinen Jüngern mittheilte und für die er bald auch

*) 18. Juli 1825 an Heubner. Sammlung Halsmann.

**) Tholuck an Heubner, undatirt, aber aus Breslau. „Scheibel empfiehlt sich sehr.“ Tholuck's persische Mystik ist noch nicht erschienen, aber er will „nächstens ein Büchlein schicken“.

***) Vgl. Wichern, Gesammelte Werke, I, 136 f.

Rothe zu gewinnen wußte. In der Selbstprüfung, so ist seine Meinung, erkennt der Mensch seine volle Nichtigkeit, seine Sünde. Er geht gleichsam unter in sich selbst. Aus dieser Nacht erhebt er sich, um in Christus seinen Herrn und himmlischen Freund zu erkennen. Durch ihn findet er Versöhnung der Schuld und Bewußtsein der Seligkeit. Das Sichanschmiegen des tiefsten Gefühlslebens an die süße Gestalt des Heilands ist christliche Frömmigkeit. Von dem herrnhutischen Pietismus unterscheidet sich die Kottwitz'sche Frömmigkeit darin, daß sie zwar wie Zinzendorf Christus als den himmlischen Freund glaubt und liebt, welcher Versöhnung der Schuld und Bewußtsein der Seligkeit bietet, aber sie tändelt nicht mit dem Heiland in läppischer Vertraulichkeit: „Die Jesusliebe soll keine süße Räscherei sein,“ sondern der Mensch soll in diesem Verhältnis in aller Betnirschung sich als Sünder fühlen und sich anklammern an das Kreuz, das allein unsere Kraft ist. Der kategorische Imperativ des Rationalismus wird durch die Liebe ersetzt, aus der das rechte Thun von selbst hervorquillt. „Mit dem Bewußtsein ein Kind Gottes zu sein, ist der Keim einer neuen Liebe und eines neuen Lebens in meinen Busen gekommen. Allgewaltig breitet er sich aus, ersticht Giftpflanzen an allen seinen Seiten, und seine Aeste und Zweige streben in's äußere Leben hinaus.“ Dieses Motiv des rechten Lebens scheint dem Jünger Kottwitzens viel stärker als die rationalistische Moral. „Der Hirtenstab meines Nazareners reicht doch noch etwas weiter als der Königsberger Corporalstod des kategorischen Imperativs, und wär's auch das nicht, so ist man doch lieber ein Lamm auf grünen Auen und bei stillen Wassern als ein Soldat in Reih' und Glied.“

Das ungefähr ist der Kern der neuen Lehre, die mit großer Anziehungskraft die jungen Theologen, die von der speculativen Theologie Schleiermacher's so wenig befriedigt waren wie von dem Rationalismus der Berliner Kanzeln, in die Conventikel zog, zumal Ernst von Kottwitz auch menschlich eine außerordentliche Gewalt über junge Herzen hatte, wie er denn bald auch in Rothe's innere Entwicklung entscheidend eingreifen sollte. Der vom Berliner Hof so hoch verehrte Edelmann war jedenfalls ein ächtes Original. In seiner Jugend war Ernst von Kottwitz Page am Hofe des großen Königs gewesen und eine wilde Vergangenheit lag hinter ihm. Dann hatte sein humanitärer Drang in den Bestrebungen des Freimaurerordens Befriedigung gefunden und er war in der Loge zu den obersten Graden aufgestiegen. Schließlich aber suchte er eine reellere Bethätigung der Humanität in allerlei socialen Versuchen, die sein großes Vermögen mit der Zeit verschlangen. Derjenige, der ihn für den Pietismus gewann, war der Bischof der Herrnhuter, Spangenberg. Dessen Wort in einer Predigt: „Es gehört schon viel Gnade dazu, daß man sich selbst ertrage,“ hatte ihn zuerst im Innersten getroffen, denn es bezeichnete seinen eigenen Zustand. Durch die Gnade wollte er von diesem Leiden genesen. Seine

führen
lösen
die v
um
Hier
er Ar
munte
suchen
schleiss
allen,
tistisch
Brüde
„der
fellscha
große
Moses

hieß d
zur M
und g
große
wie si
dreht.
aber e
straße,
Abels
höhere
den M
überp
vereint
unter
Rothe
die ve
der T
langte
über e

führende Stellung in Berlin hatte er dadurch errungen, daß er in der grenzenlosen Noth der Kriegsjahre sich von dem französischen Civilgouverneur Bignon die von Wining'sche Kaserne in der Nähe des Alexanderplatzes zuweisen ließ, um da eine „freiwillige Beschäftigungsanstalt“ für Obdachlose zu errichten. Hier lebte der Baron mitten in einer Hausgemeinde von armen Leuten, denen er Arbeit und damit Brot verschaffte. Als dann die Hungerjahre kamen, ermunterte ihn der König, es mit ähnlichen Anstalten auch anderwärts zu versuchen und verwendete ihn häufig zu Missionen dieser Art. Dem Elend der schlesischen Bevölkerung konnte überhaupt kein Einzelner abhelfen, aber von allen, die an der Besserung dieser Zustände arbeiteten, hatte Kottwitz auf pietistischer Seite und von Seite des Hofes am meisten Vertrauen und keiner der Brüder wurde von allen Frommen so unbedingt als Patriarch anerkannt wie „der alte Baron“. Nicht zum wenigsten durch ihn war in der Berliner Gesellschaft, wie sie Willibald Alexis in seinem bekanntesten Romane schildert, der große Umschwung gewirkt worden. Bis dahin hatte der Rationalismus von Moses Mendelssohn, Nicolai und Propst Teller die Bürgerschaft regiert.

„Noch drei wie Moses, Christus, Teller,
So wird die Welt immer heller.“

hieß die Losung des Berliner Philisters. Die „Gesellschaft“ aber, so weit sie nicht zur Aristokratie der Geburt zählte, lebte unter den Auspicien der reichen Juden und geistreichen Jüdinnen, die seit Anfang des Jahrhunderts in Berlin eine große Rolle spielten. „Es ist entsetzlich,“ schreibt Bunsen einmal, „zu sehen, wie sich mit Ausnahme weniger die ganze Bildung Berlins um das Theater dreht.“ Unter wesentlicher Mitwirkung des Barons von Kottwitz hatte sich aber ein entgegengesetzter Pol gebildet, zuerst unter den Frommen der Wilhelmsstraße, deren Rückhalt der Kronprinz, die Prinzessinnen und ein großer Theil des Adels waren. Als so der Hof die Losung gegeben, sammelte sich auch in der höheren Beamtenwelt eine fromme Koterie, die mit erstaunlicher Betriebsamkeit den Adel, die Ministerien, die Kanzeln und Lehrstühle mit ihren Fäden zu überspinnen begann und durch Collecten, Conventikel, Bibel und Missionsvereine Propaganda zu machen verstand. Es war eine geheime Freimaurerei unter den Mitgliefern und wenn ganz jungen Menschen wie den Gerlach, Rothe, Tholuck, Hahn, Hengstenberg die wichtigsten Stellen zufielen, während die verdientesten Gelehrten, wie der Philosoph Benecke, der Sprachforscher Heyse, der Theologe Batke und zahlreiche andere, niemals zu einer Anstellung gelangten, so war hier der Grund zu suchen. Sobald Kottwitz gegen Nicolovius über eine beabsichtigte Ernennung „sein hanges Befremden“ ausspricht,*) wird sie

*) Kottwitz an Heubner 14. August 1827.

zurückgenommen. — „Der Herr macht zu nichte die Ratschläge der Listigen, daß es ihre Hand nicht ausführen kann.“ Heubner oder Neander wissen dann stets einen gläubigen Bruder, der geeignet ist, dem Herrn in dieser Stelle zu dienen und würdiger ist das Brot der Kirche zu essen. Und wenn der Baron so einem Gegner wieder das Bein unterschlagen hat, setzt er in seinen Briefen erbaulich hinzu: „Betet, daß dem Toben der Finsterniß Einhalt gethan werde.“ *) Beruf, in theologischen Fragen mitzusprechen, hatte der Baron nicht. Seine Bildung geht über die eines frommen Landjunkers nicht hinaus. Mit „mir“ und „mich“, mit Fremdwörtern und der deutschen Orthographie lebt er auf einem sehr gespannten Fuße, obwohl er außerordentlich schreibselig ist und ebenso reinlustig. An Heubner hat er, wie einst Zinzendorf, zuweilen Briefe halb in Reimen geschrieben. So schließt er seinen Bericht über die neuesten Nachrichten vom Gnadenstande Friedrich Wilhelm IV. mit dem Verse:

„Fass' ihn neu mit neuer Gnade,
Mach' ihn treu von Grad zu Grade!“ **)

Nebenbei vertheilt er auch Arzneien und gibt ärztlichen Rath.***) Eine Stumme hat nach seiner Meinung durch gläubigen Genuß des Abendmahls ihre Sprache bekommen und auch andere Heilungen und Wunder hat er zu melden. Für die Frommen ist er „der Baron“, wie einst Zinzendorf „der Graf“ war. Er bleibt immer der Edelmann und läßt Heubner unter der Bedingung ein, die Reisekosten erstatten zu dürfen. †) Louischen Rothe überreicht er, als ihn die jungen Leute auf der Hochzeitsreise besuchen, einen kostbaren Shawl. ††) Stier darf in seiner Equipage nach Wittenberg fahren. Schon dem jungen Candidaten Rothe läßt er mit vornehmer Höflichkeit „sich herzlich empfehlen“. †††) Seine Briefe zeichnet er gern mit Kernsprüchen und Boten. „Sein Blut zeichne unsere Thür.“ †*) „Tabula rasa — und alles ist unser!“ †**) Solche Losungen nennt er sein „Chibolel“. †***) Alle diese Güte galt aber nur den gläubigen Jüngern. Von Wissenschaft hielt er nichts. Sie ist ihm „die falsch berühmte Kunst.“ *†) Schon der Name Hochschule ist ihm ärgerlich. „Was hoch vor Menschen ist,

*) An Heubner 12. August 1822.

**) Briefe an Heubner, 3. März 1821, 15. October 1841.

***) Undatirter Brief in der Sammlung des Herrn Rector Halsmann in Eisleben aus ungefähr derselben Zeit wie der an Heubner vom 15. Mai 1821, ebenda.

†) 21. Mai 1841, 14. August 1840.

††) Rottwiß an Heubner 18. August 1825.

†††) An Heubner 18. October 1821.

†*) 20. Januar 1823.

†**) 18. Juli 1825.

†***) 11. Februar 1816.

*†) An Heubner 13. August 1821. Auch sonst mehrmals.

ist ein Grenel vor dem Herrn.“ Redselig, schreibselig, hilfsbereit blieb er bis in sein hohes Alter. Kurz nach seinem achtzigsten Geburtstag schreibt Tholuck noch von ihm: „Wie selig scheint unser Papa Kottwitz zu sein. Er hat mir in 14 Tagen dreimal geschrieben, bloß um seine Liebe strömen zu lassen, am Mittwoch zu seinem 80ten Geburtstage. Frage ich mich im Innersten, welches der Puls ist, der durch all mein Arbeiten für Gottes Sache hindurchgeht — es ist Vater Kottwitz. Er ist meine Apologetik, die mich gegen Strauß und alles sicher stellt. Ein solches Leben und Lieben kann kein Schaum, keine Einklebung sein. Das ist eine Realität, die auf Erden anfängt und im Himmel sich vollendet. Ach, wie viel Geschwätz und wie wenig Wesen! Ich preise Gott, daß ich noch kindlich genug bin mich zu meines Kottwitz Füßen zu setzen und ihm die Füße zu waschen und zu wissen, daß er der Theologe und ich der unterste Laienbruder bin.“ Was Kottwitz für die Armen Berlins und für die Linderung der Noth der schlesischen Weber gethan, wurde bei seinem Tode lebhaft anerkannt. So schreibt einer seiner Gehülfen an Heubner*): „Das Abscheiden des theuern Baron Kottwitz hat hier eine große Lücke veranlaßt, die wohl kaum ein Einzelner füllen wird. Die Armen, welche trauernd hinter seinem Sarge in langen Zügen hergingen, haben einen theuern Vater verloren und die Studirenden, denen er oft mehr wurde als ihnen die Lehrer an der Universität sind, werden kaum einen Seelsorger wie ihn hier finden.“ Welche Bedeutung diese letztere Seite seiner Thätigkeit hatte, die er bis zu seinem Ende fortführte, geht aus den Mittheilungen von Tholuck, Stier, Wichern, Zahn und vieler Anderer hervor. Wie er Stier aus seinen Mißverhältnissen mit den Behörden half, so hat er Wichern schon zum Schlusse seiner Studienzeit große Aussichten für seine socialen Projecte durch seinen Einfluß eröffnet und beide fanden stets junge Theologen an seinem Tische, die ähnlich von ihm geleitet wurden.

Obwohl der Baron selbst nur Gebetsübungen hielt, keineswegs aber nach Weise der Stundenhalter selbst predigte, dafür im Gegentheil stets ordinirte Geistliche beizog, wurden seine Versammlungen doch sehr gesucht. „Die edle Mannes- und Greisengestalt, inmitten seiner lieben Armen und Elenden, umgeben von jungen und alten Christusjüngern aus der ganzen Stadt, vornehmen und geringen, die hier Seelenweide und Herzenspflege suchten, — das war ein Bild, das allen Besuchern an sich schon einen großen Eindruck machte.“ Bald wurde die alte Kaserne nicht nur der Mittelpunkt einer Berliner Stadtmission, sondern auch der Generalstab der pietistischen Operationen. In seinem Buche von der Sünde schildert Tholuck den Conventikel in der Alexanderstraße als „die Gemeinde der wahren Jünger“ und Kottwitz, den Patriarchen, als eine

*) Ed. Runge, Berlin, 31. Mai 1843 an Heubner.

„Erscheinung aus der andern Welt“. Auch auf den empfänglichen und längst von religiösen Erschütterungen in der Tiefe bewegten Studenten Rothe machten diese Gebetsversammlungen, die nach dem Vorbilde der Krüdener knieend abgehalten wurden, einen tiefen Eindruck. Der Baron nahm von dem lebenswürdigen und wohlgezogenen jungen Theologen, der sich von dem theologischen Durchschnitt vornehm abhob, schon damals Notiz, um ihn dauernd im Auge zu behalten. Noch nach Jahren schreibt Kottwitz an Heubner*): „Ich habe den lieben Rothe schon als Jüngling von Nahem gekannt und so sehr ich von seinen Gaben angesprochen war, so gewährte mir jedoch sein einfaches Gemüth und die Beweise ächter Kindesstreue gegen seine Eltern einen noch unauslöschlicheren Eindruck.“ Rothe selbst hatte in Berlin noch nicht das Bewußtsein, Kottwitz persönlich nahe gekommen zu sein, da er als Seminarist in Wittenberg dem Vater schreibt, „nach allgemeinem Urtheil“ sei Kottwitz eine sehr würdige Persönlichkeit, deren Bekanntschaft der Vater nicht versäumen sollte. Seine persönlichen Eindrücke bezogen sich mehr auf den ganzen Kreis. Unbefriedigt von der Berliner Gesellschaft, die ihm hohl und leer erscheint, glaubt er in der Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit der Erweckten endlich das gelobte Land entdeckt zu haben,

Wo seine Träume wandeln geh'n,
Das Land, das seine Sprache spricht,
Und alles hat, was ihm gebricht.

Sein Hunger nach Versöhnung, seine ziellose Sehnsucht wollten hier gestillt werden. Warum es dem frommen Studenten, der sich bei den Theeabenden der Geheimräthe unbehaglich fühlte, hier zum ersten Mal in Berlin so recht von Herzen wohl ward, ersieht sich leicht aus den zahlreichen Berichten, die wir über die Kottwitz'schen Versammlungen haben. Adolf Zahn, der spätere Seminardirector, berichtet: „Ich ward zum Thee zu Kottwitz eingeladen und fand eine große Gesellschaft, Herren und Damen, Theologen und Juristen, hohe Militärs und arme Studenten. Im Betsaal ward von einem der anwesenden Theologen eine Bibelstunde gehalten, und dann sammelte man sich wieder in den Zimmern, und erging sich alles in Zwiegesprächen. Hier eine Gruppe, dort eine Gruppe. Und mitten durch sie bewegte sich die edle Gestalt des stillen, anspruchlosen Greises, der mehr einer der Gäste als der Wirth zu sein schien. Er herrschte durch seinen allen dienenden Sinn. Bald sagte er diesem ein freundliches Wort, ein anderer empfing einen Händedruck oder einen viel-sagenden Blick, und in allem schien ein stiller Dank zu liegen, daß man zu ihm gekommen.“ Wie die Damen die Zusammenkünfte auffaßten, besagen die

*) Brief vom 13. März 1843.

Worte
1821,
Kottwitz
verja
noch v
Kottwitz
komme
hielt s
alle w
immer
verlor,
besond
war;
nährt
er ist;
und d
und i
Kreis
der d
samme
es bri
aller
kehrten
Freun
selig
erzeug
wird
neuen
sechzig
evange
es un
Licht
seine
schlag

freun
des
der
und
bei

Worte einer begeisterten Jüngerin in der Biographie von Stier, die im Jahre 1821, also bald nach Rothe, die Kottwitz'schen Versammlungen besuchte. „Bei Kottwitz,“ schreibt das junge Mädchen, „war ich einmal in einer Abendversammlung; ich fand viele liebe Leute, die ich schon kannte und lernte auch noch viele kennen; es war Betstunde in der Armenanstalt, die gewöhnlich Vater Kottwitz selbst hält; zuweilen sucht er aber einen befreundeten Prediger zu bekommen, das ist dann eine Art Fest, wo er besonders dazu einladet. Diesmal hielt sie Anders, der Prediger der Brüdergemeinde; nachher gingen dann wir alle wieder zu Kottwitz und tranken Thee bei ihm, einige Schwestern besorgen immer die Bewirthung, weil der theuere Kottwitz, seit er die einzige Tochter verlor, keine Wirthin hat; diesmal that ich's mit Karoline F., die mir sehr theuer besonders diesmal geworden ist. Ich kann nicht sagen, wie es mir den Abend war; wenn man auch nicht viel spricht, der Geist des Ganzen erquickt, erfrischt, nährt und durchdringt die Seele. Jeder weiß vom andern, welch Geistes Kind er ist; es wird nichts anderes im Aeußeren gesucht, es ist alles wie gewöhnlich und doch von Innen heraus so ganz anders; das Herz jauchzte mir innerlich, und ich hätte immer sagen mögen: hier ist gut sein.“ Dabei aber hat dieser Kreis eine allgemeine Propaganda in Aussicht genommen und „Vater Abraham“, der den Mittag über seine Jünger auf der Stube erbaut und sie dann zusammen in's Freie geführt, entläßt sie bei Tholuck mit der Verheißung: „Ja, es bricht ein großer Auferstehungsmorgen an. Hunderte von Jünglingen werden aller Orten durch den Geist Gottes geweckt. In allen Orten treten die Bekehrten in genaue Verbindungen. Selbst die Wissenschaft wird Dienerin und Freundin des Gekreuzigten. Auch die Obrigkeit, wiewohl zum Theil noch feindselig dieser großen Umwandlung, aus Furcht, daß sie politische Einwirkungen erzeugen möchte, begünstigt uns an vielen Orten, und wo sie es nicht thut, wird die Streikraft des Lichts um so gewaltiger.“ In die Sphäre dieser neuen Sonne ist nun auch Rothe gezogen und er sagte noch in einer in den sechziger Jahren gehaltenen Rede: „Ja, das war ein neuer Frühling unseres evangelischen Glaubens nach langer Winterkälte, ein Auferstehungsmorgen, wie es uns schien, der evangelischen Kirche. In vielen Gemüthern flammte das Licht des Glaubens an den Erlöser, und es öffnete sich ihnen das Auge für seine Herrlichkeit. Gar viele Herzen fingen wieder an wie Christenherzen zu schlagen in bußfertiger Demuth und freudiger Gewißheit der Gnade.“

Aber dieser kirchliche Aufschwung hatte doch auch eine andere, minder erfreuliche Seite. Mit der Eroberungspolitik, zu der der Baron seit Beendigung des großen Krieges überging, sind von Anfang an die häßlichsten Maßregeln der Reaction verknüpft, die Männern wie De Wette, Schleiermacher, Gesenius und vielen Andern das Leben erschwerten. Die stille Thätigkeit des Barons bei Hof und bei den Ministern, um seine Grundsätze in der Staats- und

Kirchenverwaltung durchzusetzen, ist der wenig erfreuliche Revers der Münze. Gewiß, daß er für seine humanitäre und sociale Thätigkeit die persönliche Verehrung verdiente, die der Hof ihm erwies, aber alles, was außerhalb des Bannkreises des Pietismus stand, hatte an ihm einen unerbittlichen Gegner und über die richtige Art, den Rationalismus auszurotten, dachte er nicht viel anders als sein Freund von Diez. Die Absehung De Wette's, die Anläufe gegen Schleiermacher und Gäß, die Kabinettsordre gegen die Rationalisten, die Nichtbestätigung Gabler's, die milde Behandlung der Sectirer in Pommern, denen die rationalistischen Pastoren geopfert wurden, und ähnliche Maßregeln waren gegen den Willen der Minister vermittelt des Königs und Kronprinzen durch Kottwitz erzwungen worden. Der Baron, „dieses vielgebrauchte Werkzeug der göttlichen Barmherzigkeit“, wie ihn ein Superintendent Schulz ein Mal nennt,*) vergibt die Stellen im Wittenberger Predigerseminar, er schickt den gläubigen Landjunker fromme Hauslehrer, er hilft bekehrten Burjenschaftern wieder in's rechte Fahrwasser. „Seit Jahr und Tag und länger,“ schreibt er an Heubner den 3. Juni 1816, „hat es der Herr also gefügt, daß ich immer mehrere Theologen unter meinem Obdach gehabt habe, die durch ihr aufrichtiges Suchen nach Wahrheit und Licht mir sehr erbaulich gewesen sind und nunmehr in sehr lieblichen Stellungen längst angestellt sind“. Wie er Heubnern gläubige Jünglinge in's Seminar zuführt, so soll ihm Heubner Candidaten für seine frommen Landebelleute als Hauslehrer besorgen. Dabei ist aber immer die Bedingung, daß sie den kirchlichen Zwecken des Barons nicht untreu werden. So meldet Tholuck am 7. Mai 1821 an Heubner: „Der Iose Schierks will Philologe werden. Nefas dictu! Der Baron wird wohl etwas für ihn thun; wenn er aber Philologe wird, glaube ich nicht, daß der Baron großes Vertrauen zu ihm gewinnen wird!“ So sind fast alle Briefe des Barons an Heubner Empfehlungen für seine Jünger oder Anfragen wie die: „Was habe ich von Eduard B. zu halten? Wie hält's sich's eigentlich (sic!) mit seiner Schwester? Wie gut ist's, daß wir nicht zu fragen haben warum? wozu? Wir haben ja nur durch Seine Gnade damit zu thun, in Allem nur auf ihn zu sehn, so läßt Er uns viel Guts geschehn.“**) Zuweilen monirt er seine Anfragen, da er für seinen Klienten auch noch eine andere Stelle weiß. Aber auch, wo er es eilig hat, schließt er gern poetisch: „wohl dem, der sich zur ewigen Weisheit wendet, bis seine Pilgerfahrt sich endet.“***) Ähnlicher Briefe sind es Duzende. „Wessen hat man sich von ihm zu versehen? Wie ist jetzt sein innerer Stand?“ „Was wissen Sie von dem An-

*) Brief an Heubner vom 10. Dezember 1823.

**) An Heubner 15. Mai 1821.

***) An Heubner 30. Januar 1821.

bern? Er ist für eine wichtige Stelle in Aussicht genommen.“ Das sind die Wendungen, die stets wiederkehren und die Schlusßstrophe lautet dann: „Ich habe Geheimrath Nicolovius Mittheilung Ihrer Aeußerungen gemacht und erwarte nun, was geschehen wird. Der Herr sehe darein. Er ist es, der alles thut und nicht ruht, er habe denn die Sache zu Stande gebracht.“ *) Auch die Versorgung seiner Jüngerinnen läßt der Baron sich angelegen sein. „Nun,“ schreibt er an den Seminardirector Heubner, „wollten Sie mir eine einfältige Frage ***) — das soll sie wenigstens sein — zu gut halten, um so mehr, da ich bitte, sie mir vor dem Herrn zu beantworten. Ich kenne ein Mädchen, geboren am 22. Februar 1785, die zwar nicht schön ist, weil sie viel Blattern gehabt hat, doch ohne Noth davon zu tragen, sie ist indessen nichts weniger als häßlich. Ihres Herzens Stellung und Geistes Bildung würde Ihnen sehr zusagen. Es versteht sich, daß sie kein Wort davon weiß, daß ich diese Anfrage wage. Des Herrn Wille geschehe und nicht der unsrige.“ Auf Rothe's Erklärung an den Vater, daß Verlobungen in Heubner's Seminar zu den alltäglichen Dingen gehörten, fällt dadurch ein bezeichnendes Licht. Sicher ist, daß wer sich diesem Kreise anvertraute, in jeder Weise geborgen war. Seine Gegner aber hatten es nicht gut. Wie Krummacher über die Medisance Hengstenberg's in Betreff der liberalen Collegen klagt, so gibt auch Kottwitz mit unglaublicher Leichtgläubigkeit allen Conventikelklatz weiter. Daß die königlichen Commissäre die Altlutheraner mißhandelten, daß Schelling in Jena eine neue Kirche stiften wolle, ***) daß Marheineke auf der Reise vom Schlag gerührt sei, sind Nachrichten, die er austreut, um sie nach wenigen Tagen widerlegt zu sehen. Die gute oder schlechte Meinung, die der Baron von einem Beamten hatte, bedeutete aber etwas, denn zu seinen Jüngern gehörten Leute wie Graf Anton Stolberg, unter Friedrich Wilhelm IV. Hausminister, v. Sydow, v. Hövell, v. Dollen, Orthmann, die Hollweg's, Lancizolle's, Gerlach's, Sommerfeld's, Schmalk, Snetlage, der Kammergerichtsrath Le Coq, Eichmann, v. Röder, der Adjutant des Kronprinzen, und Graf von der Gröben, dessen Conventikel Rothe in Breslau besuchte. Nachdem Rothe mit diesen Kreisen Fühlung gefunden hatte, brachte man ihn bald auch mit den Pastoren der Partei in Beziehung. — Näher trat er dem greisen Prediger Jänicke an der Bethlehemskirche und dem Prediger Löffler an der Spittel- oder S. Gertraudtenkirche. „Der alte, liebe Jänicke“ an der böhmischen Gemeinde war in Berlin eine bekannte Gestalt. Ein Schüler Spangenberg's war er in Rixdorf an der für die böhmischen Einwanderer einst gebauten Bethlehemskirche angestellt und pflegte

*) Kottwitz an Heubner 15. Mai 1821.

**) Kottwitz an Heubner. Berlin, 2. Februar 1817 an Heubner.

***) An Heubner 3. Juni 1816.

da die Erbauungstendenzen der in seiner Gemeinde besonders zahlreichen Conventikelleute. Als die Schlacht bei Groß-Beerren bevorstand und die Berliner vor der Rückkehr der Franzosen zitterten, organisirte Jänicke ein Bete-Corps, dessen Glieder abwechselnd bei Tag und bei Nacht unausgesetzt zum Herrn der Heerschaaren schreien sollten, daß er dem Könige den Sieg verleihe. Manche Berliner besuchten seine populären, chiliaistisch gefärbten Predigten, um sich zu amüsiren. Es kam vor, daß Offiziere und Bürger seine Rede mit Lachen und Zwischenrufen störten und als der Kirchenvorstand klagte, sprach das Kammergericht die Angeklagten frei, da der Prediger so abgeschmackte Dinge vorgebracht habe, daß das Lachen ein unwillkürliches gewesen sei.*) Die Stundenleute freilich wußten zu erzählen, ein berühmter General habe in einer Gesellschaft dem Spott über Jänicke die Frage entgegen gestellt: „Wer hat die Schlacht von Großbeerren gewonnen?“ „Nicht wir, sondern Pastor Jänicke, dessen Gebet Gott erhört hat.“ Nach dem Friedensschluß formirte der eifrige Pastor aus den Cadres seines Bete-Corps seine Bibelgesellschaft. Vor Schleiermacher warnte er die Studenten und er glaubte ähnlich wie Stier, Schleiermacher verstecke seine wahre Meinung. Der Andere, an den Meander den jungen Rothe wies, Prediger Löffler, hatte es durch seine Beredsamkeit, wie Rothe dem Vater meldet, dahin gebracht, daß in seine baufällige Kirche, in der früher nur alte Spittelweiber gesehen wurden, nunmehr hohe Damen, Offiziere und Beamte, Referendare und Studenten sich drängten und nach der Predigt seinen seelsorgerlichen Rath in Anspruch nahmen. Auch die fromme Prinzess Wilhelm saß oft unter seinen Zuhörern. Die Gründe, warum der von oben so lang Protegirte plötzlich Knall und Fall versetzt wurde, sind officiell nie bekannt gegeben worden. Die Biographie Stier's sagt darüber: „Leider war Löffler im Umgang mit den Erweckten unvorsichtig — wenn nicht mehr. Es wurden Untersuchungen eingeleitet, welche zu einer Versetzung führten, und der größte Theil seines Anhangs fiel von ihm ab.“ Zu Rothe's Zeit stand er noch in höchstem Ansehen. Er war ein Redner und Bußprediger, der die Hörer wie kein Anderer zerknirschte. Stier's Befeuerung von seinem burschenschaftlichen Müßiggang soll sich zum Theil auf Löffler's energische Predigten zurückführen. Otto v. Gerlach schreibt an Heubner**): „Mein Freund Mila gehörte zu denen, die sich im Sommer 1820 um Löffler versammelten, und bei seiner Weichheit ging das sectirerische Anhängen an die Person dieses unlautern Mannes, so wie das sonderbar schrofne Abscheiden-Wollen von der Welt in äußerlichen Dingen mit den wunderlichsten, verzerrtesten Privatvorstellungen dieser Gesell-

*) Tischhauser, Geschichte der Evang. Kirche Deutschlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrh., S. 190.

**) 2. März 1824.

schaft
zwar k
da zu
scheinba
deprimi
erst Ne
„die ei
schreibt
der all
Gertrau
Predige
Mann
des Kle
sich in
den Gl
„Ich f
und vo
mir die
Nahrun
zerfallen
ewige
frankha
gehn.
gesunde
nur erf
bin fest
wird a
langt,
offenbar
stellen.
deducti
als sie
mung,
gerather
berger
manche
verkehrs
stärkte
den Gl
gesehen
Sau

schaft mit auf ihn über; und in diesem Kreise gleichsam geborgen schien er zwar kräftiger als je sich der Welt gegenüber zu stellen, da er früher, hie und da zu nachgiebig gewesen war, aber von dem Weinstock losgerissen war diese scheinbare Stärke nur der Anfang innerlicher Schwächung.“ Im Wesentlichen deprimirend wirkten Löffler's Predigt und Beichtverkehr auch auf Rothe. Zuerst Neander hatte ihn auf Löffler hingewiesen, in dessen Gertraudtenkirche sich „die eigentlichen Christen“ versammelten. „Wie man oft Edelsteine findet,“ schreibt Richard an die Eltern, „wo man sie gar nicht suchen sollte, an einer der allerkleinsten und schlechtesten Kirchen, an der sogenannten Spittel- oder Gertraudtenkirche, ist vielleicht der allerbeste Prediger in ganz Berlin, der Prediger Löffler.“ Später hat Rothe geurtheilt, es sei gewesen, als ob der Mann in das Evangelium Essig gegossen hätte; damals, umgeben von Schülern des Klaus Harms, mit denen er nun auch bekannt geworden war, beugte er sich in Demuth vor dem finstern Bußprediger. Ende März 1820 kündigt er den Eltern an, daß er bei Prediger Löffler das Abendmahl nehmen werde. „Ich falle Euch um den Hals und weiß ja, daß Ihr nicht unerbittlich seid, und von Herzen verzeihet auf herzliche Reue und Buße. Betet für mich, daß mir diese Speise des unsterblichen Lebens mehr gesegnet sein möge als irdische Nahrung, und daß dieser mein sterblicher Leib immerhin in Staub und Asche zerfallen möge, wenn nur die unsterbliche Seele hinüber gerettet wird in das ewige und unvergängliche Wesen.“ Der Vater ist tief bekümmert über diese krankhafte Erregung und schreibt dem Sohne Worte, die diesem sehr zu Herzen gehn. Ja der junge Mann selbst scheint zu fühlen, daß sein Zustand kein gesunder mehr ist. „Laß es nur gut sein,“ erwidert er dem Vater. „Bin ich nur erst aus Berlin heraus, so wird es ganz anders mit mir werden, und ich bin fest überzeugt, daß mir in Breslau in der Soldatenjacke weit wohler sein wird als hier in der studentischen Ungebundenheit.“ Auch daß der Vater verlangt, der Sohn solle noch jetzt ein naturwissenschaftliches Colleg hören, hat offenbar den Zweck, seinen mystischen Neigungen ein Gegengewicht entgegen zu stellen. Aber Rothe fehlte dazu jeder Antrieb. Er war ein so entschieden deductiver Geist, daß die Erfahrungswissenschaften ihn nur insofern interessirten, als sie seine Constructionen bestätigen konnten. Die melancholische Stimmung, in die er schon gegen Ende seines Heidelberger Aufenthalts zeitweise gerathen war, überwältigte ihn nun völlig. Obgleich er mit seinem Heidelberger Freunde v. Prittwitz eine Weile zusammenwohnt und sich des Umgangs mancher Schulkameraden erfreut, trotz eines recht ausgedehnten Verwandtenverkehrs und aller wissenschaftlichen Anregungen in der großen Stadt verstärkte sich sein Gefühl der Verlassenheit. „Wenn ich mich je,“ so schüttet er den Eltern sein Herz aus, „tief und schmerzhaft nach einem wahren Freunde gesehnt habe, so ist es gerade jetzt, wo ich die Wahrheit in ihrer herzzernagenden

Qual empfinde.“ Der Schwärmer, der vor Jahresfrist noch dem Königsstuhl und den Hardtbergen seinen Jubel und seine Lebensfreude zugerufen, ist inne geworden, wie wenig die Welt seinen idealen Träumen entspricht und sieht in dem Leben nur noch eine schmerzhafteste Krankheit, die freilich schließlich zu vollständiger Genesung führen wird. Wie so manchem Jüngling, der am Anfang einer reich beglückten Laufbahn stand, brachten auch ihm die Entwicklungsjahre jene seltsame Hoffnungslosigkeit und Todessehnsucht, in der mehr als ein hochbegabter Geist untergegangen ist. „Ach,“ so schreibt er dem Vater, „es ist sehr gut, daß ich nun bald nach Breslau komme; hier wird mir von Tag zu Tag banger, und es befällt mich manchmal eine so drückende Angst, daß ich fast weinen möchte, und von der ich gar nicht weiß, woher ich sie ableiten soll. Sie kann nur aus dem Verlangen nach irgend einem Gute entspringen, das ich mir selbst nicht zu nennen weiß, das aber wohl nichts anderes sein kann als ein thätiges, und zwar mehr selbstthätiges, geordnetes Leben in der Umgebung einer ungekünstelten einfachen Herzlichkeit.“ So hatte die ständige Selbstprüfung und überreizte Gewissenhaftigkeit ihn bis an die Grenze der Gemüthskrankheit und religiösen Melancholie geführt. Heimweh, das ihn in Heidelberg nur selten heimgesucht, wird jetzt seine ständige Qual. „Gute Nacht, guter Vater,“ schreibt er einmal. „Heute über's Jahr schreiben wir uns die gute Nacht nicht mehr.“ Nur die Oper löst zuweilen seine drückende Schwermuth in süße Melancholie und es ist bezeichnender Weise Glück, bei dem er am meisten Erbauung findet. Auch der Thiergarten ist nun oft sein Trost, wie ein Gedicht aus den Julitagen 1820 verkündet:

Wenn Dich ein trüber Muth befällt,
Frisch geh' hinaus in's freie Feld,
Und lab' Dich an der schönen Welt.
Hinaus, wo kühle Lüfte weh'n,
Dir Trost die Eichen rauschen,
Es lebt ein Gott in der Natur,
Dir winket freundlich seine Spur,
Auf der beblühten Wiesenflur
Kannst Du sein Wort belauschen.

Das hilft für Augenblicke, auf die Dauer aber nicht. „Je länger ich hier bin,“ schreibt er am 20 Juli 1820, „desto mehr steigt meine Sehnsucht nach Euch, desto mehr lastet Berlin auf mir, und meine frühere Abneigung vor dieser Stadt war eine nicht unwahre Ahnung davon, daß mir hier nicht gar viele frohe Stunden blühen werden.“ Der Vater stand diesem Seelenleiden des Sohnes um so rathloser gegenüber, als die religiöse Erweckung bei Richard auch seine katholisirenden, romantischen Stimmungen neu belebte, deren Ueberschätzung des äußeren Kirchenthums sich eigentlich schlecht mit den neuen

pietist
lesung
müssen
schen
zurück
eine
winne
von
und
für
Religi
der
herrsch
meiner
unsich
wahre
ächte
d. h.
zweise
des
nicht
noch
die
schon
Sünd
pfinge
daß
„Daß
und
Leib
lichen
Göttli
Katho
Nüßze
aus
seherei
Nation
Freun
wie
werden

pietistischen Anregungen verträgt. Von einem Einflusse der Hegel'schen Vorlesungen, die ein Gegengewicht gegen diese gemüthliche Überreizung hätten bilden müssen, ist gleichfalls nichts zu spüren. Noch eben begeistert für den Hegel'schen absoluten Staat, fällt er jetzt in seine alten katholisirenden Phantasien zurück. Spielten doch im Rottwisch'schen Kreise Fouqué und die Romantiker eine große Rolle. Einen Einblick in diesen verworrenen Gemüthszustand gewinnen wir dadurch, daß die im Januar 1820 Rothe zukommende Schrift von Voß: „Wie ward Fritz Stolberg ein Unfreier?“ die Debatte über Kirche und Katholicismus zwischen Vater und Sohn wieder in Gang brachte. Daß für Voß der Protestantismus eine letzte, absolute und wesentliche Form der Religion ist, hält Rothe für eine einseitige Ansicht, und Vossens Lehre von der unsichtbaren Kirche der Guten müßte, nach seiner Meinung, wenn sie die herrschende würde, alles Kirchenthum über den Haufen werfen. „Ich für meinen Theil,“ schreibt er, „kann mich nicht davon überzeugen, daß die blos unsichtbare Kirche die höhere sein sollte, als die auch sichtbare. Was in sich wahre Lebenskraft hat, gibt sich auch äußerlich ein Dasein. Daß freilich jede ächte sichtbare Kirche zugleich eine unsichtbare d. h. eine subjective sein, d. h. in allen Individuen ächte Religion lebend haben muß, wer kann daran zweifeln?“ Diese vollkommene Kirche wird aber erst das Ziel und Resultat des Christenthums sein; in der Vergangenheit, auch im Urchristenthum, war sie nicht realisiert. In der Gegenwart fallen die objective und subjective Seite noch auseinander. „Wir sollten aber der Vorsehung dankbar sein, daß sie uns die objective Kirche in dem Katholicismus aufbewahrt hat, in den der Geist schon seiner Zeit zurückkehren wird, den die auf dem Meere der allgemeinen Sündfluth schwimmenden Kirchen des Protestantismus ja dereinst von ihr empfangen.“ Von diesem Standpunkte kommt er auf seine alte Theorie zurück, daß die Zukunft einem geistig wieder lebendig werdenden Katholicismus gehöre. „Daß dies Gebäude des Katholicismus von dem göttlichen Geiste wieder durch und durch beseelt, erwärmt und erleuchtet, ein des göttlichen Geistes würdiger Leib sein wird, darf auch der billige Protestant annehmen.“ Einige unwesentlichen Institute nimmt er allerdings aus, welche die das Menschliche vom Göttlichen abstreifende Zeit schon vernichten wird. Vor dem mittelalterlichen Katholicismus aber beugt er sich tief. Gregor VII ist ihm ein gewaltiges Rüstzeug, „das hoch über dem blassen Pietisten“ steht. Von diesem Standpunkt aus hält er Vossens Klagen über eine katholische Propaganda für Gespensterseherei, doch sollte er sich bald genug in Rom davon überzeugen, daß der alte Nationalist die Gefahr viel richtiger erkannt hatte als er und seine romantischen Freunde. Der Katholicismus lag eben damals, Dank der romantischen Schule, wie ein Infectionsstoff in der Luft und dem Vater war es wahrlich nicht zu verdenken, wenn er solchen Aeußerungen gegenüber zuweilen fürchtete, sein Sohn

stehe am Anfang des Weges, den Overbeck, Ludwig Schnorr, Veit, Schadow, Schlegel, Rumohr, Werner und so viele andere hochbegabte Protestanten in jüngster Zeit gegangen waren. Auch daß Rothe im Zusammenhang dieser Studien das Commonitorium des Vincentius von Lerinum, auf dem das katholische Traditionsprincip beruht, damals so hoch stellte, war ein bedenkliches Symptom.

Neander's und Kottwitzens Einfluß ist es dagegen zuzuschreiben, wenn Rothe jetzt dem Protestantismus das besondere Amt der inneren und äußeren Mission als seine specifische Pflicht vorbehält. „Wir Protestanten,“ schreibt er dem Vater, „haben ein großes Amt, das Amt der Missionen, weil wir die Bibel haben, diese große Zeugin der Religion, dieses eigentliche Werkzeug des heiligen Geistes für den Einzelnen.“ Seine optimistische Auffassung des Katholicismus schwand ihm schon in Rom, aber auch von dem Werthe der Missionen urtheilte er später nüchterner seit er in Bonn das Missionswesen des rheinischen Pietismus und der Wuppenthaler Tractatengesellschaften sich näher betrachtet hatte. Dennoch war es in seiner damaligen Stimmung ein Glück, daß er noch allen diesen Namen ihre Wahrheit gab, denn ohne diese Illusionen wäre er in immer tiefere Melancholie versunken.

Er selbst schreibt in sein Tagebuch: „Von Tage zu Tage werde ich reizbarer.“ *) „Mein Herz ist ein wogendes Meer, in der Fluth weit glücklicher als in der Ebbe.“ Die Excerpte, die er in Berlin machte und die bis zum Juli 1820, also bis zum Ende seines Berliner Aufenthalts reichen, erlauben über die Gründe seiner Depression nur indirecte Schlüsse. Wie in Breslau die Lucinde, so liest er in Berlin Heinse's Ardinghello und schreibt daraus Heinse's kunsttheoretische Betrachtungen ab, die er mit verwandten aus Wadenroder's Klosterbruder vergleicht. Die Auswahl von Sätzen aus dem Wandsbeker Boten beweist gegen die früheren Excerpte des Primaners eine größere Freude an polemischen Sentenzen. Aus Romeo und Julia paßt wenigstens eine Stelle in seine dermalige Stimmung:

„Hängt die Philosophie!
Kann sie nicht schaffen eine Julia.“

Aus Jahn's Deutschem Volksthum schreibt er sich einen langen Passus über die Liebe aus, der darauf hinausgeht, daß zunächst im Lieben nicht sowohl die geliebte Person als das Lieben geliebt werde, während das Object nur der Leiter des himmlischen Funken ist. Darum kann auch nur ein ganz engherziges Wesen sich in einem Male völlig ausgeliebt haben. Ein Kummer ist es ihm, bei Jean Paul eine schon vor Jahren beklagte scharfe Stelle gegen

*) Excerpte und eigene Aphorismen in den Rothe-Reliquien der Bibliothek des Ponterus-Gymnasiums in Kronstadt.

die „
troffen
der fö
abgesch
bucher
theilun
paßt
als n
ekelt
schwin
Rein,
unübe
von C
Sein
lebt i
an de
stifter
„um
vergef

wesen
Brieft
Weibl
gehän
liches
bleibe
werde
Liebe
sonsti
das D
In e
kann
sie w
Du!“
aber
nach
Berse

die „Schein- oder Spiel-Mystiker“ zu entdecken, durch die er sich selbst getroffen fühlt, und er rechtfertigt die Mystiker in einem Briefe an Jean Paul, der förmlich, Berlin den 2. Juni 1816 (sic!) datirt ist, aber natürlich nicht abgeschickt wurde. Untermischt sind diese Berliner Excerpte mit eigenen, tagebuchartigen Betrachtungen, die vorwiegend Reflexionen darbieten. Zu den Mittheilungen an den Vater, wie sehr er das Collegihören in Berlin satt habe, paßt ein höchst leidenschaftlicher Ausbruch. Etwas Anderes wünscht er sich, als was ihm wahrscheinlich bevorsteht. „Wie es mich seit einiger Zeit ankelt das Leben des Stubengelehrten, des akademischen Lehrers! Wie mich schwindelt in diesen Sandsteppen ohne Klippen und schwindlichten Höhen! Mein, Kämpfen und Siegen sei die Losung! Die Brust den Stürmen, einen unüberwindlichen Geist und ein muthiges Herz! Gefahren, Schmerzen, Ströme von Schweißtropfen dringt auf mich ein! Angst und Noth belagert mich!“ Sein Journal am Rande der Hefte zeigt übrigens, daß er ziemlich gesellig lebt und an den Interessen der Andern Antheil nimmt. In einem Streite, an dem sein Freund Brittwitz theilhaftig ist, ist er mit Erfolg als Friedensstifter aufgetreten und dieser Erfolg freut ihn so, daß er in sein Buch schreibt: „um dieses einen Tages willen, wird mir der Aufenthalt in Berlin ewig unvergeßlich sein“.

So lange er in Heidelberg von seinem Studium völlig beschäftigt gewesen war, hatten die früheren Liebesträume des Gymnasiasten, gelegentliche Briefe der Cousine Lili abgerechnet, keine Rolle gespielt. Jetzt tritt das ewig Weibliche wieder in seine Rechte. Wir erfahren jetzt, warum die Philosophie gehängt werden soll. „Du, Julietta, hänge voran in meiner Brust, freundliches Bild. Mehr kannst Du mir nicht werden, aber so viel mußt Du mir bleiben, wirst Du mir bleiben“ „Und Du, heiß ersehnte Schwester, werde ich Dich an meine Brust drücken? Oh, zu viel Glück! Oh Liebe über Liebe!“ Daß in seinen Exclamationen zu viel Werther, Jean Paul und sonstige Reminiscenzen stecken, um sie ernst zu nehmen, ist zuzugeben, allein das Fortspinnen des Fadens mit Louise Struensee hatte doch seine Consequenzen. In einem Concepte vom 1. Juni 1820 heißt es: „Tausend heiße Wünsche kann die Brust in sich verschließen, tausend Freuden willig entsagen, sobald sie weiß, daß ihr ein Wunsch gewährt werden soll. Dieser eine Wunsch bist Du!“ Der Brief, der für ihn selbst sehr gegenstandslose Aengste bekennet, aber sich tröstet, daß sie eine Thräne über seiner Wsche weinen werde, schließt nach dieser unzweideutigen Liebeserklärung mit kaum weniger verpflichtenden Versen:

„Will mich alles hier verlassen,
Bleibst Du Eine mir getreu,
Willst an meiner Brust erblassen,
Daß ich nicht so einsam sei.“

Abgesendet wurde dieser Brief wohl so wenig als der an Jean Paul und er erweist sich schon darin als poetische Phantasie, daß er die Cousine mit Du anredet, während wir später erfahren, daß er ihr erst nach dem Tode ihrer Mutter das Du antrug.

Trotz aller dieser phantastischen Abschweifungen war doch Eines durch den Berliner Aufenthalt erreicht. Er war dem specifisch kirchlichen Leben näher getreten als bisher. Wenn er auch noch vorwiegend mit seinen alten juristischen Bekannten verkehrte, so lernte er doch im Schleiermacher'schen Seminar, bei Kottwitz und Neander mehr Studirende der Theologie kennen als in Heidelberg, nur hören wir nicht, daß er in ein engeres Verhältniß mit einem derselben gekommen wäre; sein persönlicher Umgang waren noch immer Thielau, von Schrötter und von Brittwitz, mit welchem letzterem er sogar im zweiten Semester ein und dieselbe Stube bezog. Der im siebenten Semester stehende Student kam sich schon einigermaßen überständig vor. Seine Freunde von Schrötter und Thielau hatten ihr juristisches erstes Examen bereits glänzend bestanden. Tholuck betrieb seine Habilitation. Zahlreiche theologische Bekannte wollten Ostern nach Heidelberg übersiedeln, andere nach Tübingen, und unter diesen, die die gläubige Facultät Steudel's in Tübingen dem rationalistischen Halle vorzogen, waren nach seiner Schätzung „wackere Leute“, die er ungern verlor. Er selbst aber hatte das ewige Colleghören satt. „Wenn ich manchmal die schöne Zeit bedenke,“ schreibt er dem Vater, „die ich schon in den Collegien veressen habe ohne weiteren bedeutenden Nutzen, so möchte ich wünschen, nie auf eine Universität gekommen zu sein,“ und er ist geärgert, daß die alte Leier nun wieder ein weiteres Vierteljahr fortgehen soll. Neander suchte diesem Gemüthszustande seines jungen Freundes Rechnung zu tragen, auch mochte er ihn für eine völlig sichere Eroberung noch immer nicht halten, und so schlug er ihm vor, Rothe solle in das von dem Pietisten Heubner geleitete Predigerseminar in Wittenberg eintreten, wo er statt mit Vorlesungen überwiegend mit praktischen Uebungen beschäftigt sein werde. Das Wittenberger Predigerseminar war eine Eliteanstalt zur weiteren Ausbildung solcher Candidaten, die das erste Examen mit Auszeichnung bestanden hatten. Es waren fünf und zwanzig Böglinge, von denen jeder ein Stipendium von 200 Thalern genoß. Rothe bewarb sich um Aufnahme und nachdem er das erste Examen glänzend absolvirt hatte, erhielt er für Herbst 1820 die erbetene Freistelle. Den Eltern freilich war das gar nicht genehm. „Die Mutter meint,“ so schreibt Rothe, „ich gehe in eine Art von Kloster, wo ich meine heitere Laune verlieren und verpastern werde.“ Darüber glaubt er die Eltern beruhigen zu können, er werde die pietistischen Neußerlichkeiten niemals mitmachen. „Ich halte nicht dafür, daß man den Rock umdrehe und hin fest davon überzeugt, daß der Körper das Thun des Geistes immer nur nachäffen kann. Ich ver-

achte d
gold d
heiligf
Männer
lichsten.
sage z
muths
Ihm l
ruhigen
dem S
die Au
kurzes

Berlin
einen
seine
Kranke
hat ih
bewillig
Dazu
der S
stischen
„zog e
auf ein
Hause.
und er
seiner
trat,
Wortes
immer
nicht
Sie w
sind J
Jüngli
weise
Lüge.
möchte
der Be
was T
haupt

achte das kindische Spiel mit dem Heiligsten, das durch erbärmliches Flittergold das ächte Metall darstellen will. Alles Frommthun erscheint als Scheinheiligkeit und gibt das Ehrwürdigste dem gemeinen Spotte preis. Die frömmsten Männer, die ich gesehen habe, waren auch immer die einfachsten und natürlichsten.“ Er gibt sogar zu, daß der Pietismus in den Städten im Gegensatz zu dem modernen Unglauben leicht den Charakter des Separatistenhochmuths annehme, was für eine Gemeinde die zerrüttendsten Folgen haben könne. Ihm liege das ferne. Nach solchen Erklärungen mochten die Eltern sich beruhigen, wenigstens traten sie dem Plane nicht weiter in den Weg, der es dem Sohne ermöglichte, sein Studium auf Staatskosten fortzusetzen und ihm die Aussicht auf eine bevorzugte Verwendung nach Absolvirung des Seminars gab.

Sein neuer Bekannter und späterer Freund Tholuck hatte inzwischen in Berlin keine leichten Tage. Unter der Leitung des alten Barons machte er einen Kurs im praktischen Christenthum, obwohl die Examenvorbereitungen seine Zeit sehr einengten. Er besucht im Auftrag von Kottwitz Arme und Kranke und besorgt die Dienste eines freiwilligen Diakons. Das Ministerium hat ihm zwar auf Betreiben seiner Gönner ein Stipendium von 300 Thalern bewilligt, aber ohne Privatstunden kann er sich trotzdem nicht durchschlagen. Dazu kam er bei seiner reizbaren Natur aus dem Aerger über die Säumnigkeit der Schüler, namentlich in der Missionschule, nicht heraus. Mit dem pietistischen Bruder Olshausen geht er einmal zum Baron. „Da,“ so berichtet er, „zog es auf einmal in mir auf, Mord, Hohn, Verzweiflung, das Gräßlichste auf einmal. Ich konnte es beim Baron nicht aushalten, so trieb es mich nach Hause. Ich fühlte, daß es der Teufel war, rang mächtig, betete immerfort und er wich noch an diesem Abend“. Ein andermal hört ihn der Baron in seiner Stube laut toben und voller Wuth hin und her laufen. Als er eintrat, fand er Tholuck mit rothem Kopfe und zitternd vor Ingrim, keines Wortes mächtig. Auf die Frage, was ihm fehle, antwortete der Student, noch immer vor Erregung bebend: „Ich muß in's Kolleg und kann meine Stiefeln nicht finden.“ Da habe ihm Kottwitz ernst gesagt: „Mein junger Freund, Sie wollen ein christlicher Theologe sein und einst den Herrn verkündigen, und sind Ihrer selbst so wenig mächtig.“ Wohl arbeitet der franke und aufgeregte Jüngling an sich selbst, „aber die gräßlichsten Gedanken kehren wieder“. Zeitweise hört er eine Stimme: „Du glaubst ja doch nicht.“ Alles scheint ihm Lüge. Anderseits hat er wieder Stunden, wo er „nur eine Thräne werden möchte, um sich ganz vor dem Gekreuzigten auszuschütten.“ Dann entzieht der Baron ihm plötzlich seine Gunst, er empfängt ihn kalt wie ein Minister, was Tholuck sofort wieder die alten Anfälle von Verzweiflung verursacht. Ueberhaupt wechseln heiße Freundschaft und tiefe Verstimmung kaleidoskopisch in

diesem Kreise der Erweckten. Da jeder über die Sünden des Andern nachdenkt, hören die Mißverständnisse nicht auf. Tholuck schreibt seinem Freunde Bernstein bei Uebersendung seiner Schrift über die persische Mystik, auch ihn möchte er bald unter den praktischen Mystikern treffen, der aber erwidert grob: „Woher wissen Sie denn, daß ich Ihres frommen Wunsches bedarf?“ Er eilt zu Rottwitz, sehnüchtig nach seinem Liebesblick, der aber ist ein kalter Hofmann. Als er promoviert hat, fühlt Bruder Friedenberg die Verpflichtung, ihn in einem sehr salbungsvollen Briefe zur Demuth zu mahnen und ihm dringend ein sanftmüthiges Wesen zu empfehlen. Jeder ist in diesem Kreise Kranker und jeder ist Krankenpfleger. Der Baron nennt Tholuck und den Privatdocenten Olshausen seine beiden gleich lieben Söhne, allein für Tholuck gehört Olshausen unter die Lauen, „die wollen Christen sein und haben doch in ihrem Herzen so wenig empfunden.“ Olshausen aber schreibt an Tholuck, es kränke ihn, daß dieser ihm nun schon zum zweiten Mal eine gemachte Freundlichkeit vorwerfe. „Ach!“ ruft Tholuck in einem Briefe an Heubner, „wenn man sieht, daß die Zahl Seiner Jünger noch so klein ist, und daß auch diese Wenigen sich oft noch mit argwöhnischen Augen betrachten und anfeinden, da möchte einem das Herz zerspringen!“ *) In ähnlicher Weise bewegt sich sein Verhältniß mit Stier zwischen Ueberschwänglichkeiten und Mißverständnissen. In den Briefen bedauern alle alle, es ist ein ewiges sich Behorchen und Beklatschen, man meint in einem Institut von Backfischen zu sein, nicht aber zwischen reifen Männern.

Tholuck's Reizbarkeit fand freilich eine sehr natürliche Erklärung, als er mitten in der Vorbereitung zu seiner Habilitation von einem Blutsturz befallen wurde, der sich mehrmals wiederholte. Rottwitzens bald darauf selbst abberufene Tochter und ein ungläubiger orientalistischer College pflegten ihn auf's aufopferndste und brachten ihn wieder auf die Beine. Der Baron aber legt ihm die Hand auf und sagt ihm vom Herrn, er solle ruhig sein, er werde genesen. Tholuck und Olshausen sind ja seine beiden geliebten Söhne, auf die er für die Erneuerung der theologischen Facultät all seine Hoffnung setzt. Als Reformatoren traten sie auch beide auf. „Olshausen,“ **) schreibt Tholuck an Heubner, „hat seine Vorlesung sehr christlich angefangen und gesagt: ohne Gebet sei alles Studium nichts.“ Von sich selbst redet Tholuck in den Briefen an Heubner mit größter Zerknirschung. „Ich weiß, wie nichts unjer ist als die Erbärmlichkeit.“ ***) An Rottwitz und Heubner gewann er durch diese bußfertige Stimmung einflußreiche Gönner, aber daß er als Docent des Pietismus in Berlin auftreten will, erschwerte ihm an der Universität die Habilitation um so mehr

*) Tholuck an Heubner 6. October 1823.

**) Brief vom 7. Mai 1821.

***) Tholuck an Heubner 2. Juli 1821.

als er
hatte.
Philoso
Dazu
morgen
persische
gelten
meine
ausarbe
fremden
liegt vo
Morgen
stimmt
lieben
künden,
„daß
armjelli
sie nüt
hören,
man fü
nun S
Schlang
wiß un
gläubig
sprache
leicht u
klärt n
testamen
überwa
ner **).
demselb
Ministe
dagegen
Worte
sehr ge
wenigen
Examen

*)
**)

als er seinem Lebensplan die nöthige theologische Grundlage noch nicht gegeben hatte. Seine Arbeiten bezogen sich auf den „Sufismus oder die pantheistische Philosophie der Perser“ und „die speculative Trinitätslehre des späteren Orients“. Dazu kamen 1825 noch die für ein größeres Publicum bestimmten „Blüthen morgenländischer Mystik“. Schleiermacher wollte mit Recht Arbeiten über die persische Mystik nicht als Ausweis der Befähigung zum theologischen Lehramt gelten lassen. Schreibt doch Tholuck selbst: „Das Buch hat mich meine Ruhe, meine Gesundheit und meine Glaubenstreue gekostet*): denn während ich es ausarbeitete, schwand Einfalt, Kindlichkeit und Friede. Nun bin ich aus dem fremden Gebiet heraus und schwerlich möchte ich es wieder betreten. Das Buch liegt vor mir, als hätte es mein nächster Freund vor vielen Jahren geschrieben. Morgenländische Poesie ist das Gelüst meiner Fantasie, aber — auf's bestimmteste sagt mir der H. Geist: dazu bist du nicht zu brauchen. Nein! zu lieben Ihn, den Schmerzensmann, das ist mein Beruf, und andern zu verkünden, wie wohl das thut.“ „Oh,“ heißt es in einem andern Herzenserguß, „daß Christus doch den Professoren sich selbst theurer machen möge als die armselige Wissenschaft.“ Orientalia will er jetzt nur noch so weit treiben als sie nützlich sind zum Verständniß des alten Testaments. Apologetik möchte er hören, aber die liest niemand, weil die Professoren selbst es nöthig haben, daß man sie ihnen lese. Nach einem solchen Zuwachs seiner Facultät verlangte nun Schleiermacher allerdings nicht. „Schleiermacher schlägt ab, die listige Schlange“, schreibt Tholuck in sein Tagebuch. Aber Süvern, Nikolovius, Kottwitz und Meander waren längst darüber einig, daß die Hauptsache sei, einen gläubigen Docenten für Berlin zu gewinnen und so wird Schleiermacher's Einsprache gegen die Habilitationschrift nicht weiter beachtet. Die Facultät, vielleicht um eine raschere Besetzung der De Wette'schen Stelle zu erzwingen, erklärt nun, sie könne Tholuck's Vicentiatenexamen erst ansetzen, wenn die alttestamentliche Professur wieder besetzt sei. Wie er auch dieses Hinderniß listig überwand und die Ansetzung des Termins erzwang, meldet Tholuck an Heubner**): „Ich wandte mich hoffnungslos an's Ministerium und war so dreist, demselben Schleiermacher's eigene Worte zu melden: ‚Und wenn Sie sich an's Ministerium wenden, werde ich und meine Collegен uns mit Hand und Fuß dagegen setzen und die Sache wird sich über ein halbes Jahr verziehen.‘ Diese Worte scheint der Minister übel aufgenommen zu haben, überdies ist mir Süvern sehr gewogen, denn Nikolovius hängt noch zu sehr an Schleiermacher. Nach wenigen Tagen kam die Antwort, die Facultät solle mich unverzüglich zum Examen zulassen.“ Das Ministerialschreiben besagte sogar recht anzüglich, die

*) An Heubner von Tholuck 28. Mai 1821.

**) Tholuck an Heubner 15. Dezember 1820.

Herrn würden doch wohl so viel Kenntniß des alten Testaments besitzen, um einen Candidaten prüfen zu können. Sei das nicht der Fall, so sollten sie den Extraordinarius Bellermann beiziehen. Das half und das Examen fand am 22. November 1820 endlich statt. Sobald er habilitirt ist, stiftet der junge Vicentiat nach dem Vorbild der Leipziger Magister ein collegium pietatis, das sich auf seiner Stube versammelt und an dem auch seine Collegen Olshausen und Hengstenberg sich theiligen. Die Wirkung dieser Erbauungsstunden auf weitere Kreise erregte ziemliches Aufsehen und Candidat Kober, der mit einem Lieutenant Sybow Merle d'Aubigné überseht, schreibt an Heubner: „Es ist eine Freude, bei der das Herz in lauter Jubel ausbrechen möchte, wenn man sieht, wie des Herrn Gnade sich an vielen hiesigen Vicentenants mächtig erwiesen.“ *) Tholuck's Docententhätigkeit ist dagegen ganz gering. Zuweilen ist gar niemand da und der Docent begegnet auf dem traurigen Heimweg seinen Zuhörern unter den Linden. Bereits denkt er daran, sich in England eine Stelle an einer Missionsanstalt zu suchen, denn er ist der ganzen Laufbahn schon wieder müde und versäumt zuweilen seine eigene Vorlesung. Trotz dieser geringen Erfolge aber wurde er schon 1823 zum Extraordinarius mit sechshundert Thalern Gehalt ernannt und machte bald nachher mit Unterstützung des Ministeriums eine längere Reise nach England. Im Jahre 1826 aber wird er der Universität Halle als Ordinarius ausgenöthigt, obwohl die Facultät ausdrücklich gegen ihn protestirte. Auch Hengstenberg macht eine ähnlich schnelle Carriere; daß der akademische Nachwuchs sich das gesagt sein ließ, ist begreiflich.

Nothe war inzwischen nach Breslau zurückgekehrt, wo er so mancherlei erlebte, was seine Gedanken in andere Bahnen warf. Zunächst überraschte ihn der Tod seiner Verwandten und mütterlichen Freundin Struensee, der er von seiner Knabenzeit her zärtlich ergeben war. Sie war die Mutter jener Louise oder Lili, die er schon in Berlin sich sehnte an sein Herz ziehen zu dürfen. Ihr Tod erschütterte den jungen Theologen so, daß er in einem überspannten Briefe, aber aus gutem, reinem Herzen sich der Verwaisten als Bruder antrug. Als Lili dann im elterlichen Hause, das vorerst ihre Zuflucht ist, in Breslau eintrifft, ist ein Händedruck die einzige Antwort, die er erhält, was ihn tief enttäuscht. Doch wie sie ihn nun als Bruder zum ersten Male Du nennt und dabei lieblich erröthet, weiß er, daß er erhört ist. Im September 1820 trägt er diese Thatsache in sein Tagebuch ein und vereiwigt sie auch sofort durch seine Verse:

Seit Du dem Bruder, süßes Leben
(Ein sanft Erröthen malte Dich),
Das schwesterliche Herz ergeben,
Wer ist da seliger als ich?

*) Kober an Heubner. Berlin, 1. März 1824.

Im Gar
ruhigend
sein Tag
ich heiter
dafür fe
einen vo
kehr mit
in sein

Es bran
schon die
Königs,
Schwester
findet n
habe ich
die Resig
eine Erk
genügt i
innere F
in Witti
Blatt sp
Rolle, i
es nicht
spielt als

Gl
plagt ih
großes V
Die Ver
Ersatzkon
abschließ
von Hau
Gästen i
daß er r
Freund

Nun bin ich Dein, Du bist die Meine,
 Uns schirmt des Himmels ganze Macht.
 O, bleib' mir treu, Du Holde, Meine,
 Du Stern in meiner Seele Nacht.

Im Ganzen scheint der Umgang mit den Eltern und den alten Freunden beruhigend auf ihn zu wirken, doch schreibt er am 27. August 1820 selbst in sein Tagebuch: „Ihr kennt mich schlecht, die ihr meint, ich leide nichts, wenn ich heiter aussehe. Aber es ist eine Wohlthat des Himmels, daß die Menschen dafür keine Augen haben.“ Der kleine Roman mit der „Schwester“ findet einen vorläufigen Abschluß, als sie, nach freundlichem und zutraulichem Verkehr mit ihm, zu ihrer Großmutter nach Rawicz weiter reist. Er aber schreibt in sein Tagebuch:

„Im Herzen steht es eingeschrieben,
 Ein Engel ist's, der mir es sagt:
 Du wirst die theure Schwester lieben.“

Es brauchte kein Geist vom Himmel zu kommen, um das zu sagen, das sagt schon die Randbemerkung: „Heute Abend traf der Prinz Wilhelm, Sohn des Königs, aus Landeck hier ein. Aber was wollen alle Prinzen gegen eine Schwester?“ Zu Zeiten drängt es ihn, Lili seine Liebe zu gestehen, aber er findet nicht den Muth. „Mein Lager habe ich naß geweint, wie ein Kind habe ich geweint,“ schreibt er, aber er tröstet sich, daß ihm Eines bleibe — die Resignation. Die Cousine ihrerseits erwartete wohl statt der Resignation eine Erklärung, aber den unfertigen Studenten bindet eine geheime Scheu; es genügt ihm, seine Liebe dem Tagebuch anzuvertrauen. Ihre Reinheit, Güte, innere Reife preist er in immer neuen Ergüssen. Noch das ganze Wintersemester in Wittenberg beziehen sich seine Tagebuchbetrachtungen auf sie. Auf jedem Blatt spielen ihre blauen Augen, ihre Güte, die Gebete für ihre Ruhe eine Rolle, ihre entzückenden Briefe machen ihn selig, aber zu einer Erklärung kommt es nicht. Es ist eine Schülerliebe, bei der die Phantasie eine größere Rolle spielt als der Wille, und als ihre Briefe ausbleiben, kommt auch er zur Ruhe.

Gleichzeitig mit diesem lyrischen Intermezzo des Breslauer Ferienaufenthalts plagt ihn eine sehr prosaische Angelegenheit, deren barsche Formen ihm ein großes Aergernis sind, die Frage nach seiner Tauglichkeit zum Militärdienst. Die Verhandlungen ziehen sich in die Länge. Er muß sich mehrmals vor der Ersatzkommission stellen, bis die Untersuchungen mit seiner Befreiung vom Dienste abschließen. Nebenbei geht er viel in's Theater, lebt mit von Prittwitz und von Haugwitz und widmet sich dem vielen Verwandtenbesuch und den vornehmen Gästen des väterlichen Hauses. Gelegentlich freilich kommt dann die Klage, daß er mit Ausnahme des Augsburger Theologen Fritz Krauß überhaupt keinen Freund besitze, mit dem er über tiefere Fragen sich eins wüßte. „Doch will

ich Gott demüthig danken, daß er mir wenigstens einen Punkt gegeben hat, an den ich alle meine schönsten Hoffnungen und Ideale anknüpfen kann — meine ewig geliebte Schwester!“ Eine Rundreise bei Verwandten und Bekannten heitert ihn wieder auf; er merkt die feierliche Beisetzung des Marschall Blücher auf seinem schlesischen Gute an, und den Besuch des Kronprinzen bei dieser Gelegenheit, ohne doch dem Helden, der einst durch seinen Sieg Breslau gerettet, ein weiteres Wort des Dankes zu widmen. Als dann die Einladung des Generalsuperintendenten Nitzsch eintrifft, sich in Wittenberg zu stellen, kann er als genesen gelten, denn nach so vielen neuen Eindrücken ist er von der grübelnden und an sich verzweifelnden Stimmung geheilt, ja er schreibt noch kurz vor seiner Abreise am 15. October 1820 in sein Tagebuch: „O, ich bin zu glücklich! Hebe deine Flügel, Hoffnung! Oh, du theure Schwester!“ Den Abschied von den Eltern berührt das Tagebuch nicht. In langsamen Tagereisen besucht er alle am Wege wohnenden Verwandten und Bekannten. In Liegnitz wohnt er bei Tante Storch, deren Mädchen ihm vorspielen und italienische Arien singen: *dove sono* u. s. w. „Alte Gefühle erwachen: aber das Licht der Sonne leuchtet so hell, daß wir den Mond nicht mehr gewahren.“ Ueber Bunzlau und Görlitz reist er nach Dresden und von dort über Mühlsberg und Torgau nach Wittenberg, wo er am 6. November 1820 nach 11 Uhr „klopfenden Herzens“ in der alten Lutherstadt seinen Einzug hält. Am folgenden Morgen um $\frac{1}{2}$ 11 Uhr meldet er sich im Predigerseminar, wo ihm in Nr. 3 auf einer Stube mit dem Candidaten Wiesmann bereits eine Stätte bereitet ist.

San

Un
Napoleo
sichen D
sichen D
reicher
fiel Wit
welche
ihre ruh
erhalten.
Wilhelm
Grundst
denkmal
zu vern
die Sta
ihren G
wahrt
der Sch
August
Prediger
director
risten a
besonder
Ludwig
Nitzsch,
und M
zu Chr
Amtstre